

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch April bis Juni 2020 [Andrea Herrmann]
- S.14 Die Wunderkröte [Sybille Lengauer]
- S.21 Dixieland [Norbert Schäfer]
- S.24 Der Schuss [Karl Farr]
- S.26 Heldinnen selbdritt [Franziska Bauer]
- S.28 Vorhang aus Nebel [Katja Leonhardt]
- S.29 Himbeeren [Edda Gutsche]
- S.30 Seltsamer Fund [Helmut Glatz]
- S.31 Desert Tunes / Wüstenmelodien [Gert Knop]
- S.32 Wortmalerei [Kaia Rose]
- S.33 Traumwandler; Den Pflanzen lauschen [Esther Bystrek]
- S.35 Kalte Hände [Bianca Körner]
- S.36 Aphorismen über den Musenfrieden [Pawel Markiewicz]
- S.37 Der Engelsminnesang [Pawel Markiewicz]
- S.37 Rezension: „Es hört sich an wie eine Melodie“ [Andrea Herrmann]
- S.39 Rezension: „Fast menschlich“ [Andrea Herrmann]
- S.40 Rezension: „Der Duft vom Bild“ von Dorit Mitev [Andrea Herrmann]
- S.42 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

durch die freundliche Erwähnung im Textgemeinschaft-Blog <https://textgemeinschaft.de/2020/04/tipp-literaturzeitschrift-veilchen>, bei Facebook durch Christoph Grimm und unsere Ausschreibung „Das Veilchen sucht neue Autoren“ <http://veilchen.forumprofi.de/forumdisplay.php?fid=2> hat sich nun ein ganzer Schwung neuer Autoren gemeldet. Die Oktoberausgabe wird auch dicker als sonst!

Leider fiel das Drucken in eine von diesen Wochen, wo morgens der Wecker zu völlig unvorhersehbaren Uhrzeiten klingelt, falls überhaupt, nichts auf Anhieb funktioniert und man zahlreiche Versuche benötigt, um herauszufinden, dass es nicht funktionieren wird. Wo man, um eine Zeitschrift zu drucken, sich mehrmals die Finger verschmutzt, zwei Drucker und ein Bücherregal auseinander- und wieder zusammenbaut. Aber Hartnäckigkeit setzt sich durch!

Viel Spaß beim Lesen!

Andrea Herrmann

Titelbild von Gert W. Knop

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 4,20 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch

April bis Juni 2020

In Zeiten der Unsicherheit greift man gerne zu bewährten klassischen Büchern, oder? Aber auch die Themen Viren und Pandemien passen momentan leider in unser Leben.

Hans Falladas „*Liebe zwischen Trümmern*“ ist eine Sammlung von Kurzgeschichten und autobiographischen Texten. Es geht um Einzelschicksale, um ehrliche Menschen und um Betrüger, um Verliebte und Verrückte. Die Geschichte, die der Anthologie den Titel gegeben hat, gefiel mir besonders: Im zerstörten Berlin lebt nach dem Krieg ein junges, verliebtes Pärchen. Die Umgebung reagiert neidisch auf die junge Liebe, während die beiden ihr Glück übermütig und leichtsinnig zeigen. Feindschaften und Gemeinheiten drücken die Stimmung. Doch ihre feste Liebe schweißt sie zusammen.

Ansonsten mischen sich hier Geschichten während und nach dem Krieg. Es gibt da einen Krimi mit Affen, einen verwitweten Pfarrer, der den Verstand verliert, eine Gruppe von Nachbarn diskutiert, was man im Krieg am meisten vermisst.

Erwähnen möchte ich besonders die Essays über das Schreiben. Soll man es dem Leser leicht oder schwer machen? Macht Gefälligkeit die Literatur flach? Ausführlich berichtet Fallada über seine eigene Schreiberfahrung. Die Stärke seiner Geschichten ist die Lebensnähe, diese Authentizität der Figuren und Ereignisse. Diese schöpft er aus dem echten Leben. Fallada behauptet, Autor sei kein Beruf wie andere: „Man wird nicht Schriftsteller, sondern man ist es von Geburt an.“ Ja, das kenne ich. Das Sammeln von Geschichten, das Interesse für Schicksale und Charaktere, das ist eine Lebenseinstellung. Er schreibt auch über Auftragsarbeiten und „richtige Bücher“: Die richtigen Bücher sind die, die man schreiben muss. Ein gutes Buch reift. Fallada schrieb nicht fürs Publikum, sondern für sich selbst, wegen dem Rausch, der ihn beim Schreiben erfasste, weil er diese Geschichte erzählen musste.

Unter anderem erwähnt er seinen Roman „Jeder stirbt für sich allein“. Die Idee dafür stammte von einem Freund, der ihm die Geheimdienstakte der Quangels vorlegte. Zunächst fand Fallada, man müsse über das Schicksal dieser Widerständler schreiben und erwähnte dies in einem Interview. Später verlor er den Glauben an diesen Stoff, der so frustrierend und deprimierend zu werden drohte: ein ältliches Ehepaar, das in Berlin widerborstige, den Führer diskreditierende Postkarten auslegte, die fast alle sofort der SS ausgeliefert wurden und vermutlich überhaupt keine Wirkung zeigten. Letztlich wurden die beiden gefasst, gefoltert und hingerichtet. Fallada legte das Material zur Seite. Dann aber sprach ihn ein Fernsehsender an, wann denn das Buch herauskäme. Man wolle die Geschichte verfilmen. Der winkende Scheck motivierte Fallada, die Akte wieder hervor zu nehmen. Und so erlebte er, dass es ihm gelingt, jederzeit aus jedem Material seinen Roman zu machen, eine Geschichte, hinter der er stehen kann. Sogar im Dritten Reich gelang ihm das, als Schriftsteller nur unter strengen Restriktionen schreiben durften. Beispielsweise waren Pfarrer als Romanfiguren vollständig verboten und Lehrer durften nur positiv dargestellt werden. Diese Einschränkung wurde für Falladas Romane jedoch kein Problem.

Als nächstes besorgte ich mir natürlich Falladas „*Jeder stirbt für sich allein*“, das ich noch nicht kannte. Darin geht es um Anna und Otto Quangel, ein älteres Ehepaar, dessen einziger Sohn Otto („Ottochen“) auf dem Feld der Ehre gefallen ist. Die beiden sind arbeitsam, unauffällig, eher langweilig. Man hält sie für träge und stumpfsinnig. Niemand hätte geglaubt, dass gerade sie sich gegen das Dritte Reich und den großen Führer auflehnen. „Kein wirklich großer Mann bringt Menschen in tägliche Lebensgefahr“, findet Anna. Und Otto stört an seinem Arbeitsplatz, dass es im Dritten Reich nicht gerecht zugeht. Die einen arbeiten hart und die anderen kommen beruflich voran, weil sie Parteimitglied sind. Schlechte Arbeit spielt dabei keine Rolle. Die beiden beschließen, etwas zu tun. Sie verbreiten Postkarten. Mit ungelinker Arbeiterhand schreibt Otto im Verlauf von zwei Jahren weit über 200 Karten und verteilt sie in Treppenhäusern, ohne dabei erwischt zu werden. Fast alle diese Machwerke werden bei der Geheimpolizei abgeliefert, bei Kommissar Escherich, der sich ärgert über den „Fall Klabautermann“. Warum kriegt er den Kerl nicht?

Der Aufruf zum Widerstand auf den Karten reißt niemanden mit. Doch die Postkarten streuen Angst und Verwirrung. Wer möchte mit so etwas in der Hand erwischt werden? Und wie nachweisen, dass man nicht deren Autor oder Bote ist? Schnell weg mit dem Ding! Die Karten lösen Angst aus, offenbaren die ständig präsente Furcht davor, etwas falsch zu machen und sein Leben zu verlieren.

Schließlich unterläuft Quangel ein Fehler. Nein, zwei. Und schon stecken er und seine Frau in der Schlinge. Und auch die Trudel, die ehemalige Verlobte ihres Sohnes. Und deren Ehemann, bei dem ein verräterischer Koffer gefunden wird, den er für einen Freund aufbewahrt. Die Geheimpolizei quetscht diese Menschen aus, erniedrigt sie und schließlich sterben sie alle vier.

Was haben sie erreicht? Was bleibt? Sie haben das System aufgestört, Kommissar Escherich an seine Grenzen gebracht. Wie viel besser geht es da Frau Kluge, die sich aus allem heraus hält, die Stadt verlässt und auf dem Land ein neues Leben beginnt. Dort versucht sie auf ihre Weise, dem System wenigstens eine junge Seele zu entreißen.

Das tausendjährige Reich hat tatsächlich nicht mehr lange gehalten. Lohnte sich der Widerstand? Würde Otto Quangel es wieder tun? Oder musste er unbedingt kämpfen, weil sein Schmerz zu groß war? Weil kein anständiger Mensch tatenlos zusehen sollte, wie ein irrer Führer sein Land zugrunde richtet?

Das Buch ist so bedächtig und trocken geschrieben, wie auch seine beiden Hauptpersonen ticken. Kein Wort zu viel, keine unnötige Gefühlsduselei, kein jugendlicher Überschwang. Aber genau das macht den trockenen Charme dieser Geschichte aus. Unsere Helden sind sehr, sehr tapfer, und gerade eben nicht auf die typische Weise. Nicht leidenschaftlich, nicht aggressiv, keine Draufgänger und überhaupt keine besonderen Menschen. Feder und Tinte waren ihre Waffen, die man in jedem Schreibwarenladen bekommt. Aber sie haben ihr Leben gewagt.

Nach dem Fallada durften es mal wieder zwei Jack London sein, beide Re-reads. Als Studentin hatte ich sowohl „*Lockruf des Goldes*“ als auch „*Martin Eden*“ gelesen, um über meinen Lieblingsautor ein Referat zu halten. Fünfundzwanzig Jahre später liest man dasselbe Buch natürlich anders. „*Lockruf des Goldes*“ ist definitiv nicht das tiefstnigste Werk Londons, die Botschaft plump. Es zeigt anhand einer fiktiven Biographie den Zusammenhang zwischen Gold (bzw. Geld), harter Arbeit, Glücksspiel und Glück auf. Man kann hart arbeiten, um der beste und der reichste Mann zu werden, riskant spielen, um alles zu verlieren oder noch mehr zu gewinnen, doch die ganze Unrast macht nicht glücklich. *Burning Daylight* erhielt seinen

Spitznamen in seiner Heimat in Alaska, wo er jede Stunde Tageslicht dafür nutzte, um Gold zu schürfen. Er verspielte am Pokertisch ein kleines Vermögen und gewann eines, so wie er auch gerne riskante Wetten annahm. Bis er eines Tages den richtigen Claim kauft. Er kauft und verkauft. Während sein Personal gräbt und schuftet, verwaltet er nur noch. Schließlich will er die weite Welt sehen, nimmt seine elf Millionen und zieht in die Stadt, um dort an der Börse zu spekulieren. Wieder pokert er hoch, verliert und gewinnt wieder, kauft und verkauft nun Firmen, Grundstücke, Aktien, Straßenbahnlinien. So macht er aus elf Millionen 30. Und dann verliebt er sich. Er, der Mann, der immer schnell erhielt, was er sich wünschte, muss um diese Frau werben, argumentieren, sein Leben umstellen, zuletzt sogar sein Vermögen verlieren. Und doch tut er es und wird glücklich damit. Auf einer kleinen Farm lebt das Paar und führt ein schlichtes Leben. Zuletzt wird seine Frau schwanger. Und genau da entdeckt Burning Daylight auf seinem Grund und Boden eine sagenhaft ergiebige Goldader ...

Wie gesagt, die Geschichte ist etwas plump. Auch mit dem Helden kann ich mich wenig anfreunden: oberflächlich, auf schnelle Erfolge aus, begabt für alles, stark und unbesiegbar, will immer alle übertrumpfen und alles bekommen, was er will. Und er bekommt es!

„*Martin Eden*“ gilt als eines der autobiographischsten Werke Jack Londons. Es geht darin um einen jungen Seemann (21 Jahre jung), der sich im Selbststudium innerhalb kürzester Zeit Bildung in vielen Bereichen aneignet und zum erfolgreichen, gut bezahlten Schriftsteller wird. Was ihn dabei motiviert ist die Liebe zu Ruth Morse, einer jungen Frau aus gutem Hause. Er ist überwältigt von ihrer Schönheit, Bildung und Kultur. Zu dieser ätherischen Welt des Schönen und Guten möchte er dazu gehören. Und dafür arbeitet er hart, 19 Stunden am Tag, er hungert sogar. Tag und Nacht liest und schreibt Martin Eden, sendet immer wieder seine Manuskripte an Zeitschriften, die sie ihm mit standardmäßigen Begleitschreiben zurücksenden. Die ersten Honorare sind niedrig: ein Dollar pro Witz. Zunächst fährt Martin wieder zur See, um seine Kasse aufzufüllen, doch das kostet zu viel Zeit. Dann arbeitet er in einer Wäscherei, doch das kostet zu viel Kraft. Also konzentriert er sich auf die Schriftstellerei, um Ruth bis spätestens zwei Jahre nach ihrer Verlobung heiraten zu können. Währenddessen drängen ihn Ruth, ihre und seine Familie dazu, sich eine Stellung zu suchen und mit richtiger Arbeit Geld zu verdienen. Ruths Eltern sind gegen die Verlobung. Sie finden Martin „plump und gewöhnlich“. Niemand glaubt an ihn, doch er macht unermüdlich weiter, und der Erfolg gibt ihm Recht. „Gerade als er die Schlacht verloren glaubte, war sie gewonnen. Er hatte den richtigen Beruf gewählt.“ Plötzlich verkaufen sich seine Essays, Kurzgeschichten und Gedichte doch noch, und er verdient immer mehr, kann an Honorar verlangen, was er will. Doch leider hat Ruth ihn inzwischen verlassen, weil ein Journalist Martin Eden in einem Artikel fälschlich als Sozialisten bezeichnet hat, und das Ruths Familie gar nicht gefiel. Dabei diskutiert er nur gerne mit diesen roten Intellektuellen, gerade weil er ihre Weltsicht nicht teilt. Auf dem Höhepunkt seines schriftstellerischen und finanziellen Erfolgs fällt er in eine Depression, denn er ist zwischen alle Stühle gerutscht. Trotz aller Mittagesseneinladungen – auch bei Ruths Eltern – gehört er doch nicht zur Bourgeoisie, deren Oberflächlichkeit und Dummheit er inzwischen erkannt hat. Er gehört aber auch nicht zu den Sozialisten und leider auch nicht mehr zur Arbeiterklasse, aus der er stammt. Er hat sein Ziel erreicht, doch es bedeutet ihm nichts mehr. „Er wollte groß sein in den Augen der Welt – vorwärtskommen, nannte er es –, damit die Frau, die er liebte, stolz auf ihn sein und ihn ihrer würdig erachten könnte. Er selbst liebte die Schönheit leidenschaftlich, und die Freude, ihr zu dienen, war ihm Lohn genug.“ So dachte er mal, aber vielleicht stimmt es gar nicht. „Er war wie ein Schiff ohne Kompaß und

Ruder und hatte keinen Hafen, in den er Steuern konnte.“ Als er alten Freuden wieder begegnet, stellt er fest: „Martin trank mit ihnen und begann sich wieder als Mensch zu fühlen. Er war ein Tor, daß er sie je verlassen hatte, dachte er bei sich; und er war vollkommen sicher, daß er glücklicher gewesen wäre, wenn er sie nicht verlassen hätte, um sich mit Büchern und Leuten in hohen Stellungen abzugeben. Dennoch schien ihm das Bier nicht so gut wie in alten Tagen. Es schmeckte nicht so, wie es früher geschmeckt hatte.“ „Er fühlte sich sehr alt – um Jahrhunderte älter als die sorglosen, unbekümmerten jungen Leute, die in den entschwundenen Tagen seine Kameraden gewesen waren. Er hatte es weit gebracht – zu weit, um noch umkehren zu können. Ihre Lebensweise, die einmal auch die seine gewesen, war ihm jetzt zuwider. Alles enttäuschte ihn. Er war ihnen entfremdet. Wie das Bier schal geschmeckt hatte, so war ihm auch ihre Gesellschaft schal geworden. Er hatte sich zu weit von ihnen entfernt. Zwischen ihm und ihnen lagen viele Tausende von Büchern, die er geöffnet hatte. Er hatte sich selbst ausgeschlossen. Er war so weit in das mächtige Reich des Geistes gereist, daß er nicht wieder heimfinden konnte. Andererseits aber war er nur ein Mensch.“ Er schiffte sich in die Südsee ein, um dort wieder anzufangen, wo er einige Jahre zuvor glücklich war. Doch dazu kommt es nicht mehr...

So weit die äußere Handlung, die als Rahmen für die Diskussion zahlreicher Themen dient, die Jack London in vielen seiner Romane bewegten – und wohl auch im echten Leben. Mir gefällt die sprachliche Kraft, mit der Jack London Gefühle in Bilder fasst.

Da ist zunächst das Aufeinandertreffen der beiden Gesellschaftsschichten – Arbeiterklasse und Bildungsbürgertum. Echte, herzliche Freundschaften sieht Martin Eden nur in seiner eigenen Schicht. Zunächst idealisiert er diese neue Welt als kultivierter, er genießt die „Atmosphäre von Schönheit und Ruhe“, er sucht hier „Schönheit, Wissen und Liebe“. Er ist „betrunken vor Liebe“ in die schöne, sanfte Ruth, über die er denkt: „Sie hatte ihm eine Botschaft von Unsterblichkeit gebracht.“ „Dort ist alles Geist, hier alles Materie, elende Materie.“ „Trotz allem hatte er nie eine bleibende Stätte gefunden. Er hatte überall hingepaßt, war immer und überall beliebt gewesen. [...] Aber er hatte nie Wurzeln geschlagen. Er hatte sich so angepaßt, daß seine Gefährten mit ihm zufrieden waren, aber er selbst war nie befriedigt. Er wurde stets von einem Gefühl der Rastlosigkeit gepeinigt, hatte stets den Ruf aus einer Welt gehört, die nicht die seine war, und sein ganzes Leben hatte er danach gesucht, bis er Bücher, Kunst und Liebe fand.“

„Wie konnte er, zusammengepfercht mit solchem Vieh, ihrer je würdig werden? Er war erschrocken über das Problem, dem er gegenüberstand, und seine Zugehörigkeit zur arbeitenden Klasse drückte ihn wie ein Alp. Alles war bestrebt, ihn untenzuhalten: seine Schwester, deren Haus und Familie, der Lehrling Jim, jeder, den er kannte, alles, was ihn mit diesem Leben verknüpfte. Das Leben schmeckte ihm nicht mehr. Bis jetzt hatte er es, wie er und seine Umgebung es lebten, als etwas Gutes hingenommen. Er hatte sich nie den Kopf darüber zerbrochen, außer wenn er Bücher las; aber damals waren diese Bücher nur Märchen, Märchenbücher einer schönen, unmöglichen Welt. Doch jetzt hatte er diese Welt als etwas Mögliches und Wirkliches gesehen, noch dazu mit einer Blume von Weib namens Ruth als Mittelpunkt; und von jetzt an mußte er den bitteren Geschmack schmerzender Sehnsucht und eine Hoffnungslosigkeit spüren, die ihn umso schlimmer quälte, als sie immer wieder von Hoffnung genährt wurde.“

Was Martin lange nicht sieht, ist Ruths Beschränktheit. Er verzeiht ihr auch, dass sie den Wert seiner Texte nicht erkennt. „Ihre Grenzen waren die Grenzen ihres Horizonts, aber begrenzte Geister können die Begrenzung nur bei anderen erkennen. Und daher fand sie ihren eigenen

Blick sehr weit, und wo seine Anschauungen den ihren widersprachen, war es ihr nur ein Beweis seiner Begrenzung. Und sie träumte davon, ihn zu lehren, daß er mit ihren Augen sah, und seinen Horizont zu erweitern, bis er dem ihren gleich wurde.“ Der begrenzte Geist will dem umfassenden Geist ein Mentor sein. Aus Liebe lässt Martin sich darauf ein: „Sofort war er Wachs in ihren Händen und verlangte ebenso leidenschaftlich, sich von ihr umformen zu lassen, wie sie selbst wünschte, ihn zu ihrem Ideal eines Mannes umzuformen.“ Immer wieder wundert er sich beim Aufeinandertreffen mit den Gebildeten, wo sie ihre Bildung verstecken. Doch die Menschen beider Schichten erscheinen Martin als Sklaven: „Kein Wunder, daß die Welt den Starken gehörte. Die Sklaven waren von ihrer eigenen Sklaverei besessen. Feste Arbeit war für sie der goldene Fetisch, vor dem sie sich anbetend auf die Knie warfen.“

„Eines war sicher: um seiner selbst und um seiner Arbeit willen hatten die Morses sich nichts aus ihm gemacht, daher konnten sie auch jetzt nicht den Wunsch haben, um seiner- oder um seiner Arbeit willen mit ihm in Berührung zu kommen, sondern es war der Ruhm, den er sich erworben hatte, der Umstand, daß er jetzt etwas galt unter den Leuten und daß er – ja, warum nicht? – etwa hunderttausend Dollar besaß. Danach bemaß die Bourgeoisie den Wert eines Mannes, und wer war er, daß er etwas anderes von ihr erwarten sollte? Aber er war stolz, er verachtete diese Art der Bewertung. Er wollte um seiner selbst oder um seiner Arbeit willen geschätzt werden, die doch ein Ausdruck seiner Persönlichkeit war.“

Hier finden wir Schriftsteller auch einiges über Leidenschaft und Leid unseres Traumberufs: „Es war fast unerträglich. Er brannte vor Sehnsucht, sich auszudrücken, und er konnte nur prosaisch schwatzen wie jeder andere auch.“ „Er zergliederte die Schönheit in seinem kleinen Schlafzimmer und Laboratorium, das von Essensdunst erfüllt war und vom Lärm der Silvaschen Sprößlinge widerhallte, und als er die Schönheit zergliedert und ihre Anatomie studiert hatte, war er der Möglichkeit, selbst Schönheit zu schaffen, nähergekommen.“ „Er gewöhnte sich daran, seine Gedanken über eine bestimmte Sache wachsen und reifen zu lassen und erst dann mit ihnen zur Schreibmaschine zu eilen. Daß sie nicht gedruckt wurden, bedeutete ihm nur wenig. Das Niederschreiben an sich war der Höhepunkt in einem langen geistigen Prozeß, ein Zusammenziehen zerstreuter Gedankenfäden und die endliche Verallgemeinerung aller Einzelheiten, mit denen sein Gehirn belastet war. Das Niederschreiben eines solchen Artikels war die bewußte Anstrengung, durch die er seinen Geist befreite und ihn befähigte, neue Eindrücke und neue Probleme aufzunehmen.“ „Aber hinter der spannenden Erzählung sollte noch etwas anderes liegen – etwas, das der oberflächliche Leser nie entdeckte, wodurch jedoch sein Interesse und sein Genuß nicht gemindert wurde. Das, nicht die Erzählung als solche, war es, was Martin zwang, sie zu schreiben. Es war ja stets das große universelle Motiv, das ihm die Idee zu seinen Geschichten eingab. Hatte er ein solches Motiv gefunden, dann suchte er nach den besonderen Menschen und dem besonderen Platz in Zeit und Raum, wodurch er das Universelle zum Ausdruck bringen konnte.“ (Genau das liebe ich als London-Fan an seinen Büchern!)

Doch noch schwerer als mit seiner eigenen Beschränkung ringt Martin mit der Beschränktheit der Zeitschriftenredaktionen: „Er begann zu zweifeln, dass die Redakteure wirklich lebten. Sie waren wie Räder in einer Maschine. [...] Es gab keine menschlichen Redakteure am anderen Ende, nur eine sehr sinnreiche Kombination von Rädern, die das Manuskript aus dem einen Umschlag in den anderen tat und die Briefmarken darauf klebte. Es war wie bei Automaten, in die man einen Groschen warf und dafür mit einem metallischen Klirren ihres Mechanismus Kaugummi oder eine Tafel Schokolade lieferten. Ob es Schokolade oder Kaugummi wurde, hing davon ab, in welchen Schlitz man den Groschen warf. Ebenso ging es mit der

Redaktionsmaschine. Der eine Schlitz lieferte Schecks, der andere gedruckte Absagen. Bis jetzt hatte er nur den zweiten Einwurf gefunden.“ Ein Freund sagt über die Redakteure: „Denk nicht, daß sie es vorziehen, an das Pult gefesselte Sklaven ihrer Abonnenten und Verleger zu sein, statt zu schreiben. Sie haben versucht zu schreiben, aber es ist ihnen nicht geglückt. Und das ist ja gerade das Paradoxe daran. Jedes Tor, das ins Reich der Literatur führt, wird von diesen Hofhunden bewacht, die selbst in der Literatur versagt haben. Redakteure, Redaktionssekretäre, Lektoren, Verleger – fast alle sind sie Männer, die erfolglos zu schreiben versucht haben. Und doch sollen gerade sie, die von allen Menschen unter der Sonne am wenigsten dazu geeignet sind, entscheiden, was im Druck erscheinen kann oder nicht.“ Martin stimmt ihm zu: „Es wird zuviel von Männern, die nicht schreiben können, über Männer geschrieben, die es wirklich können.“ Sehr amüsiert habe ich mich, als Martin von seiner Vermieterin die 10 Cent für die Fähre leiht, um bei einer Zeitschrift sein ausstehendes Honorar einzutreiben. Wohl wissend, dass er das Geld für die Rückfahrt nicht hat, bleibt er hartnäckig und schüttelte das Geld den Herren buchstäblich aus der Hosentasche. Daraufhin versucht er es noch bei einer anderen Redaktion, wo das junge Team ihn hochkant die Treppe hinunterwirft. Er nimmt die Niederlage sportlich.

„Und wenn Martin über all das nachdachte, zweifelte er an der Gültigkeit seiner Popularität. Es war die Bourgeoisie, die seine Bücher kaufte und ihm den Beutel füllte, und nach dem wenigen, was er von der Bourgeoisie wußte, war es ihm unfaßbar, daß sie das, was er geschrieben hatte, schätzen oder verstehen könnte. Die Schönheit und Kraft in ihm bedeutete nichts für die Hunderttausende, die ihm zujubelten und seine Bücher kauften.“

Von vorne bis hinten ist dieser Roman nicht nur von Martin Edens Leidenschaft durchdrungen, sondern auch von der Jack Londons, der tatsächlich mit so einem Mädchen verlobt war.

Von Nicolas Barreau habe ich schon zahlreiche Romane angefangen zu lesen, aber keinen zu Ende gebracht. Klingt der Klappentext auch immer nach einem tiefsinnigen, emotionalen Buch, so werde ich jedes Mal wieder enttäuscht von dem vorhersehbaren Kitsch, der oberflächlichen Romantik. „*Paris ist immer eine gute Idee*“ hat mir nun wider Erwarten doch gefallen und mich mehrmals zum Schmunzeln gebracht. Es ist die Geschichte einer unmöglich scheinenden Liebe, die es dann doch nicht war, über eine verpasste Gelegenheit. Zum Glück ist die jüngere Generation flexibler, verfolgt ihre Träume und lässt die Liebe ihres Lebens nicht gehen. Sonst hätte sich die Geschichte wiederholt.

Aber ganz von vorne... Der Amerikaner Robert Sherman bekommt an der Sorbonne in Paris seinen Traumjob angeboten: eine Stelle als Gastprofessor, als Shakespeare-Experte. Weder seine Familie noch seine Verlobte verstehen, dass er es überhaupt in Erwägung zieht, diese Stelle anzunehmen. Stammt er doch aus einer Anwaltsfamilie und hat selbst Jura studiert. Jeder ging davon aus, er werde die Kanzlei seines Vaters übernehmen, insbesondere auch seine anspruchsvolle Verlobte. Robert fliegt nach Paris, um sich dort zwei Wochen lang zu bedenken. Diese Reise weckt Jugenderinnerungen an eine Reise mit seiner Mutter. Von ihr stammt auch der Ausspruch „Paris ist immer eine gute Idee“. Sie liebte diese Stadt. Und sie hätte sicher auch Verständnis für seinen Traum gehabt, sich dort der Literatur zu widmen. Doch leider lebt sie nicht mehr. Geerbt hat er von ihr die Fähigkeit zu träumen und ein gedrucktes Manuskript eines Kinderbuchs mit dem Titel „Der blaue Himmelstiger“.

In der Rue du Dragon sieht Robert im Schaufenster eines Postkartenladens ein Buch mit einem blauen Tiger auf dem Titelblatt. Entsetzt muss er feststellen, dass der Autor seine Geschichte gestohlen hat, sein Erbe! Sofort droht er mit einer Klage. Doch die Besitzerin des Ladens,

Rosalie Laurent, die das Buch illustriert hat, weist ihn darauf hin, dass Max Marchais ein renommierter französischer Kinderbuchautor ist, der es nicht nötig hat, anderer Leute Geschichten zu stehlen, und außerdem ist er ihr persönlicher Freund. Niemals kann sie sich vorstellen, dass er so etwas täte. Ihre Überzeugtheit bringt nun auch Robert zum Zögern.

Nach einigem Hin und Her, Ärger und bösen Worten, Missgeschicken und Entschuldigungen, beschließen die beiden, das Rätsel gemeinsam zu lösen. Wie kann es sein, dass Roberts Mutter ihm seit seiner Kindheit genau dieselbe Geschichte erzählt, die Rosalie nun bebildert hat? Verzögert, aber auch unterstützt werden ihre Recherchen dadurch, dass Max, der alte Herr, in seiner Privatbibliothek von der Leiter fällt, gerade als seine Haushälterin ausnahmsweise im Urlaub weilt. Während er im Krankenhaus liegt und Rosalie ihm einige Dinge aus seinem Haus holt, durchwühlt sich in diesem Auftrag seine Sachen und findet dabei ... das Originalmanuskript, auf einer uralten Schreibmaschine getippt. Robert und Rosalie brechen später erneut in das Haus ein und finden heraus, dass beide Manuskripte, das von Robert und von Max, übereinstimmen. Das eine ist ein Durchschlag des anderen. Die Schreibmaschine, die nur noch zur Dekoration im Arbeitszimmer steht, hat beide fabriziert. Doch wie kann das sein? Und wem gilt die Widmung „Für R.“? Rosalie? Robert? Ruth?

Ganz vorsichtig fühlt Rosalie dem gerade genesenden Max auf den Zahn. Schließlich beichtet dieser die ganze Wahrheit. Die Erzählung vom blauen Tiger ist seine erste Kindergeschichte, geschrieben in einem wunderschönen Sommer, als er in die amerikanische Touristin Ruth verliebt war. Es geht um Träume und um die Kraft, seinen eigenen Weg zu gehen, trotz des Geredes der anderen. Auch wenn alle sagen, Tiger seien normalerweise gelb, soll man auch an blaue Tiger glauben. Eines Tages begegnet man ihm. Auch wenn der Ritt auf dem Tiger ein einmaliges Ereignis bleibt, das sich nicht wiederholen wird, so nimmt man doch ein Erinnerungsstück mit und weiß selbst am besten, dass es nicht nur ein Traum war. Ruth wagt zwar den Ritt auf dem Tiger, doch nicht die Lösung ihrer Verlobung in den USA. Beide tun die Affäre als eine Urlaubsromanze ab und kehren in ihr Leben zurück. Jung wie sie sind, ahnen sie nicht, dass ihnen nichts Besseres mehr unterkommen wird. Ruth nimmt jedoch als Erinnerung viel mehr mit als das Manuskript und einen blauen Stein: Sie ist schwanger. Robert ist der Sohn von Max!

Wie gesagt, die Geschichte wiederholt sich. Robert und Rosalie haben ihre Recherchen zusammengeschweißt. Doch dann taucht Roberts Verlobte im Postkartenladen auf und klärt die ahnungslose Rosalie auf: Robert ist verlobt und wird die nächsten Tage nach New York zurückkehren. Ersteres stimmt, zweites nicht. Gerade unterschrieb er seinen Vertrag für die Gastprofessur in Paris. Rosalie, die schon damit gerechnet hatte, nur ein Urlaubsflirt zu sein, lässt sich verleugnen und geht Robert aus dem Weg, doch er lässt nicht locker. Er löst seine Verlobung und schwört Rosalie ewige Liebe. Happy End.

Die Liebesgeschichte ist wirklich sehr vorhersehbar. Den Lesegenuss fand ich in der Ästhetik des Romans. Optisch herrscht die Farbe Blau vor, die schon immer Rosalies Lieblingsfarbe war von Aquamarin bis Nachtblau und über alle Schattierungen dazwischen. Doch auch rosafarbene Baisers, orangeroter frisch gepresster Orangensaft, grüne Parks und gelbe Blumen ergänzen die Palette. Auch kulinarisch hat Paris einiges zu bieten: frische Croissants, Café Crème, Tarte Tatin, Boeuf Bourguignon, ...

Zwei Aussagen des Romans gefallen mir weniger. Grundsätzlich stimme ich überein, dass man seine Träume verfolgen soll und nicht loslassen. Aber das kann selten der Hauptinhalt des Lebens sein, weil man damit seinen Lebensunterhalt nicht verdienen kann. Ich glaube nicht, dass Rosalies Postkartenladen genug abwirft, damit sie sich die winzige Kammer leisten kann,

in der sie haust. Und Robert bekommt zwar eine Vollzeitstelle, um sich mit Literatur zu beschäftigen, aber die Hochschulen bezahlen schlecht genug, und ob er nach Ende des befristeten Vertrags wieder eine Shakespeare-Stelle ergattern kann, bleibt offen. Ja, ich weiß, kommt Zeit, kommt Rat. Doch kenne ich genug Menschen, die bei zu blauäugiger Verfolgung ihres Traums gescheitert sind und sich ruiniert haben. In meinem Berufsleben ernähre ich mich zu 80 % von Routinearbeit. Nur zu 20 % meiner Arbeitszeit widme ich mich meinen Visionen. Irgendwo müssen die Brötchen ja herkommen.

Zweitens ist das Buch doch recht traditionell im Verhältnis der Geschlechter. Frauen sind dazu da, um Schönheit und Leichtigkeit ins Leben eines Mannes zu bringen. Die Ehefrau, die Haushälterin und letztlich auch Rosalie? Ja, sie ist selbstbewusst und verdient sich ihren Lebensunterhalt mit ihren Träumen. Aber trotzdem spielen sie am Ende das Frau-Mann-Spiel: Sie zieht sich zurück, er jagt ihr nach, kämpft um sie, erobert sie zurück. Warum ruft sie nicht einfach Robert an, kaum dass die verlobte Zicke zur Tür hinaus ist? Das jedenfalls hätte ich getan. Auch dass Rosalie fortan Kinderbücher illustrieren kann und damit einen ordentlichen Zuverdienst einnimmt, hat sie sich nicht erarbeitet, sondern das ist ihr dank der Fürsprache des Verlegers in den Schoß gefallen, er hat sie entdeckt und gefördert. Und wieder die Botschaft, dass wenn man seinem Traum folgt, dann wird man schon entdeckt und alles wird von selbst gut.

Passend zur aktuellen Corona-Krise habe ich mir zwei Epidemie-Romane herausgesucht. In beiden geht es jedoch weniger um den Virus, die Krankheit und den Zerfall der Zivilisation, sondern mehr um das Leben davor versus das Leben danach. Rückblickend wird den Menschen klar, was sie vermissen, und das ist eine Botschaft an uns, den ganz normalen Alltag zu lieben, dankbar dafür zu sein, wenn Strom und sauberes Trinkwasser fließen.

In „Starters“ von Lissa Price wurde vor einem Jahr eine ganze Generation der US-Bevölkerung durch einen biologischen Krieg getötet, durch den Sporenkrieg. Kinder und Senioren hatte man als Risikogruppen zuerst geimpft und es zeitlich nicht mehr geschafft, auch die Elterngeneration zu retten. Darum spaltet sich die Gesellschaft auf in „Starters“ und „Enders“, und Starters wiederum in Jugendliche, die bei ihren Großeltern ein einigermaßen normales Leben führen, und den Waisen, die entweder in gefängnisartigen, alpträumhaften Arbeitshäusern leben (wie bei Charles Dickens beschrieben) oder als obdachlose Hausbesetzer in kleinen Gruppen. Die Mexikaner haben eine Mauer gebaut, damit die sporenverseuchten Amerikaner nicht herüberkommen.

Callie hat sich mit ihrem kleinen Bruder Taylor und dem Nachbarsjungen Michael zu einer Dreiergruppe zusammengeschlossen, die mit ihren wenigen Habseligkeiten von Ruine zu Ruine zieht. Als sie bei einer Polizeirazzia lebenswichtige Dinge zurücklassen müssen, aber auch Erinnerungsstücke an die heile Welt ihrer Kindheit, ist für Callie das Maß voll. Ihr Leben muss sich ändern. So kann sie nicht länger für ihren lungenkranken Bruder sorgen.

Darum wendet sie sich an die Body Bank, die jungen, gesunden Menschen viel Geld und kostenlose Schönheitsbehandlungen verspricht, wenn sie ihren Körper drei Mal an ältere Menschen vermieten, die darin für begrenzte Zeit Sport treiben und das Leben genießen. So alt die Enders auch sind – manche über 200 Jahre alt – so sehnen sie sich doch noch nach Vergnügen und Schönheit, und viele können es sich finanziell leisten. Callie ist bereit, dieses große Opfer zu bringen, teilweise beruhigt von den Vertragsbedingungen, die den Mietern verbietet, an ihrem Körper Veränderungen vorzunehmen oder gefährliche Sportarten zu betreiben. „Er sprach über mich wie über einen Mietwagen“, stellt sie schauernd fest. Doch

es hilft nichts, das große Geld lockt sowie ein neues Leben. Ihr wird ein Chip ins Gehirn implantiert und in kurzer Folge wird sie drei Mal vermietet. Doch die dritte Mieterin hält sich nicht an die Vertragsbedingungen, sondern lässt den Chip modifizieren. Sie plant, in Callies Körper einen Mord zu begehen!

Die Änderung des Chips hat nicht auf Anhieb geklappt, und nun bewohnen Callies und Helenas Geist abwechselnd den Mädchenkörper. Helena treibt ihre Pläne voran, die Callie in ihren wachen Momenten zu verhindern versucht. Gleichzeitig genießt sie ein Leben in Luxus und den Flirt mit dem gut aussehenden, reichen Blake.

Erst als Callie von einer Party flieht und sie vom Autofenster aus Blake mit ihrem verlorenen Schuh in der Hand ratlos dastehen sieht, ging mir auf, dass es sich um eine Aschenputtelvariante handelt. Nur dass hier Aschenputtel weder Vater noch Stiefmutter hat, und statt drei Kleider anzuziehen, sie drei Mal ihren Körper auszieht. Damit endet die Ähnlichkeit aber auch schon. Am Ende heiraten sie nämlich nicht.

Letztlich kann Helena Callie davon überzeugen, dass sie tatsächlich gute Gründe für ihre Mordpläne hat. Etwas Ungeheuerliches wird geplant, das unbedingt verhindert werden muss. Mit Hilfe von Helenas Wissen und Beziehungen sowie Callies Charme und Körper wird ein kleines Team rekrutiert, das sich der Body Bank und ihren schrecklichen Plänen entgegenstellt. Damit sind sie nur teilweise erfolgreich. Das Personal der Body Bank wird verhaftet, aber der oberste Chef flieht in seinem Privathubschrauber und nimmt einen genialen Chipexperten mit sich. Auch Callie versucht er, für seine nächsten Pläne zu gewinnen, und es wird klar, dass sie mit diesem Chip, untrennbar mit ihrem Gehirn verbunden, niemals ein sorgloses Leben führen wird.

„*Das Licht der letzten Tage*“ von Emily St. John Mandel war ebenfalls ein Re-read. Als ich das Buch vor Jahren das erste Mal las, erschien mir die Vorstellung einer weltweiten Pandemie absurd. Inzwischen sehe ich das anders. Wir haben Glück, dass es nicht Ebola ist oder Mers. An Ebola sterben 70-90 % der Infizierten, bei Mers 30-40 %. Sars mit 10 % und Corona mit 3 % erscheinen dagegen harmlos. Die „georgische Grippe“, die extra für diesen Roman erfunden wurde, tötet jeden Infizierten und verbreitet sich in Windeseile bzw. mit Düsenjet-Geschwindigkeit. An dem Tag, wo der georgische Flieger in Toronto ankommt, werden bereits 200 infiziert und 45 sterben daran. Es genügt, jemanden nach dem Weg zu fragen, um ihn anzustecken. Die Inkubationszeit beträgt nur wenige Stunden und ganz schnell gehen dem Krankenhaus die Beatmungsgeräte aus. Das Personal erkrankt ebenfalls und lebt nicht mehr lang. Andere Menschen sterben auf der Flucht am Steuer ihrer Autos.

Jetzt, beim zweiten Lesen ist das Szenario einer Pandemie kein rein hypothetisches mehr. Erneut genoss ich dieses poetische Buch, in dem es nur in der äußeren Handlung um den Zusammenbruch geht. Aber letztlich preist das Buch die Zivilisation und das Leben auf der Erde.

Parallel werden das Leben der Menschen nach dem Ende der Zivilisation beschrieben, wo mittelalterliche Zustände ohne Strom und fließendes Wasser herrschen, und eine Handlung aus einer Science Fiction Graphic Novel mit dem Titel „Doktor Eleven“, wo der Rest der freien Menschheit auf einer defekten Raumstation in ewigem Dämmerlicht lebt, teilweise unter Wasser.

Sie alle hoffen, dass die alte Welt wiederhergestellt werden könne. „Es geht immer vorbei“, sagt jemand mit Rückblick auf die Geschichte der Menschheit. Das tut es natürlich, aber in beiden Geschichten des Romans ist die Rückkehr in die „alte Welt“ unmöglich. Diese ist

unwiederbringlich untergegangen und zerfallen. „In diesen ersten Tagen war es unvorstellbar, dass die Zivilisation sich nie wieder erholen würde.“ Am Tag 67 nach der ersten Infektion geht in Toronto das Licht aus. Nach dem „Zusammenbruch“ beginnt eine neue Zeitrechnung.

Die vier Personen, aus deren Sicht der Untergang der Zivilisation beschrieben wird, waren alle irgendwie Teil von Arthur Leanders Leben. Dieser Schauspieler starb am Vorabend der Pandemie auf der Bühne. Bis ganz zuletzt lässt uns die Autorin glauben, er sei eines der ersten kanadischen Opfer der Krankheit. Der Sanitäter Given versucht noch, dem Schauspieler das Leben zu retten, doch sein Herz schlägt nicht mehr. Im blauen Licht der Bühne stirbt er, während künstliche Schneeflocken auf ihn niederrieseln. Solche Licht- und Farbenspiele gönnt die Autorin uns an vielen Stellen.

Given begegnet Arthur Leander nicht zum ersten Mal, sondern früher berichtete er als Kulturjournalist über Leanders Auftritte und spionierte als Sensationsjournalist dessen Frauen nach.

Kristen, die bei Leanders Tod eine siebenjährige Kinderschauspielerin war, bleibt der Bühne treu und zieht zwanzig Jahre später mit der „Symphonie“ über das Land, die Shakespeare spielt und auf Pickups wohnt, die zu pferdegezogenen Wohnwagen umgebaut wurden. Anfangs irrten die Menschen alle herum auf der Suche nach einem Ort, wo die Welt noch in Ordnung ist. Doch solche gibt es nicht mehr. Nun leben die Menschen über das Land verstreut in Raststätten, Flughäfen und Tankstellen. Fahrende Händler sorgen für den Austausch von Waren und Informationen.

Das Flugzeug, mit dem Clark, ein Freund Arthurs, dessen Exfrau Elisabeth und sein Sohn Tyler nach Toronto fliegen wollten, wurde umgeleitet und landete im Nirgendwo. Das ist ihr Glück, denn keiner von diesen hundert Menschen ist infiziert. So überleben sie dort, richten sich ein und Clark gründet eine Siedlung und ein Museum für Technik wie Smartphones, Laptops, Motorräder.

Doch auch religiöser Fanatismus geht um und macht den Menschen Angst. Obwohl im Jahr 15 die Munition ausging und man nun auf Armbrüste, Bogen und Messer setzt, werden doch im Jahr 20 noch Menschen angeschossen. Und gerade der mörderische „Prophet“ steht im Sonnenlicht und behauptet, die Welt sei ein Ort der Dunkelheit. (Was für ein schönes Bild!)

Miranda, die Erfinderin von „Doktor Eleven“, hat von unseren vier Hauptpersonen kein Glück. Sie infiziert sich auf einer Dienstreise in Asien. Mit letzter Kraft schleppt sie sich an den Strand und stirbt in einem Liegestuhl im strahlenden Licht eines roten Sonnenaufgangs.

„Doktor Eleven“ ist das leidenschaftliche Werk von Miranda, einer Exfrau Arthur Leanders. Durch ihr wechselhaftes Schicksal, alle Tiefen und Höhen hindurch arbeitete sie an den beiden Bänden der Graphic Novel, die sie dann in wenigen Exemplaren drucken ließ: Band 1 heißt „Das Licht der letzten Tage“ und Band 2 „Die Verfolgungsjagd“. Doktor Eleven ist ein Physiker auf einer Raumstation, auf der wegen eines technischen Defekts ewiges Dämmerlicht herrscht. Ein Schlüsselsatz des Romans ist sicher dieser: „So stand ich da, blickte auf mein zerstörtes Leben und erinnerte mich, wie süß das Leben auf der Erde war.“ Ja, lasst uns das nie vergessen, was wir haben! Sonnenlicht, Elektrizität, Schönheit, Gesundheit!

Und noch die Enttäuschung des Quartals: Es gibt Bücher, die fangen so an als könnten sie etwas Besonderes sein, und dann verfällt es doch in Schema F. „*Vertrauen und Verrat*“, Band 1 der Serie „Kampf um Demora“ von Erin Beaty ist so ein Buch. Die sechzehnjährige Waise Sage (Sagara) wird wider Willen Lehrling bei der Kupplerin Danessa. Die beiden Frauen reisen zusammen mit zehn jungen Frauen in die Hauptstadt zum Konkordium, einem selten

stattfindenden Verkopplungsball, und werden wegen des Kriegs mit Kimisara von einer Eskorte von Soldaten begleitet. Wie es zu ihrem Beruf gehört, sammelt Sage alle Informationen über die Bräute und die Soldaten in ihrem Notizbuch und gerät so in den Verdacht, eine kimisarische Spionin zu sein. Gleichzeitig wird sie von einem der Spione der Soldaten ausgehorcht. Ich mochte das Personal der Geschichte, weil sie zuverlässige Personen sind, die vernünftig und verantwortungsbewusst handeln. Das gibt es in Romanen nur selten. Ich stellte mir vor, in diesem Buch ginge es um Menschenkenntnis und Partnerfindung. Nachdem die drei interessanten Hauptpersonen Sage, Danessa und Hauptmann Quin in Position gebracht sind, flacht jedoch der Roman zu einem ganz gewöhnlichen Nackenbeißer ab. Sage und Quin verlieben sich ineinander, Danessa taucht nur noch als mahnende, passive Nebengestalt auf. Es gibt zahlreiche Abenteuer zu bestehen, Explosionen zu organisieren und Männer zu erstechen. Interessant wird die Geschichte nur wieder in dem Moment als klar wird, dass der Leser auf den Holzweg geführt wurde. Nicht nur der Prinz Robert hat eine falsche Identität angenommen, sondern die Soldaten haben untereinander Namen und Rollen getauscht.

Andrea Herrmann

Die Wunderkröte

„Meine Damen und Herren, ich bitte um Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit!“

Ein pummeliges, etwa achtjähriges Mädchen mit burschikoser Kurzhaarfrisur steht im großmütterlichen Garten zwischen aufschießenden Apfelbäumchen und verbeugt sich vor einem unsichtbaren Publikum. „Ich präsentiere Ihnen nun... Nein, das klingt nicht gut... Die unvergleichliche Katharina die Große ist nun bereit, Ihnen ihren bisher atemberaubendsten Zaubertrick vorzuführen!“ Das dickliche Mädchen dreht eine umständliche Pirouette und verbeugt sich wieder tief. „Die mysteriöse Verwandlung der blutroten Todesorange!“ Theatralisch hebt Katharina eine gewöhnliche Blutorange auf, die bisher zwischen ihren Füßen im Gras gelegen hat. Die Zitrusfrucht wird hoch in die Luft gereckt und dem staunenden Fantasiepublikum präsentiert, dann vollführt Katharina eine komplizierte Geste und die Blutorange verschwindet in buntem Konfettiregen. Das Fantasiepublikum reagiert mit tosendem Applaus, hunderte Phantomgestalten klatschen begeistert in die Hände und trampeln mit den Füßen, bis die Erde bebt. Katharina steht mit strahlenden Augen inmitten der großmütterlichen Apfelbäumchen und grinst hochzufrieden. Plötzlich reißt sie ihre Augenbrauen steil nach oben und legt in gespielter Aufregung einen Finger an die gespitzten Lippen. Ihre Körperhaltung signalisiert höchste Anspannung. „Doch, was ist das?“, fragt Katharina mit erregter Stimme. Sie wartet einige Sekunden, um die Spannung ins Unermessliche zu steigern, dann vollführt sie eine weitere, komplizierte Geste, es folgt mehr Konfettiregen und in ihrer linken Hand erscheint ein Glas Apfelsaft, in dem ein paar Fetzen Konfetti schwimmen. Katharina verbeugt sich mit selbstgefälligem Grinsen, als das Publikum in ihrem Kopf die Fassung verliert und in laute Jubelschreie ausbricht. „Danke, danke, ich danke Ihnen. Sie waren ein ganz wunderbares Publikum!“ Mit einer allerletzten Verbeugung beendet das pummelige Mädchen die Vorstellung und läuft zurück ins Haus.

Mittags sitzt die große Zauberkünstlerin Katharina mit angewidertem Gesichtsausdruck vor einem Teller Pilzsuppe und wünscht sich nichts sehnlicher, als diesen genauso verwandeln zu können wie die blutrote Todesorange. Katharina verabscheut Pilze und ganz besonders, wenn diese in Form einer schleimigen, nach zerkochten Champignons stinkenden Suppe auf ihrem Teller landen. Das Mädchen schließt die Augen, atmet aus und hält dann theatralisch die Luft an, bevor es den Löffel an die Lippen setzt. Atmen macht den Geschmack nur noch schlimmer. „Bist du mit der Suppe fertig?“, ruft die Großmutter aus der Küche, Katharina schluckt schwer und zieht angewidert die Nase kraus. Modriger Champignonengeschmack breitet sich auf ihrer Zunge aus, zähe Pilzstückchen matschen kaugummiartig zwischen ihren Zähnen. „Gleich, Oma!“, ruft Katharina mit jammernder Stimme und schüttelt sich wie ein nasser Hund. Als die Großmutter mit der Hauptspeise zum Tisch kommt, ist Katharinas Teller nur zur Hälfte leergegessen. Das Mädchen setzt ein schiefes Grinsen auf und hofft auf das Beste, doch die alte Dame ist nicht auf das Beste gestimmt, seit sie am späten Vormittag Katharinas Konfetti-Hinterlassenschaften aus dem Garten geräumt hat. „Iss endlich auf. Das Gulasch wird kalt“, rügt sie in ruppigem Ton und Katharina senkt ergeben den Löffel zurück in die Suppe. Ihre Großmutter steht schweigend neben dem Tisch und wartet, bis der letzte Rest in Katharinas Mund verschwunden ist, dann tauscht sie den leergegessenen Suppenteller gegen einen Teller mit Kalbsgulasch aus. Gierig schaufelt Katharina große Bissen des butterzarten Fleisches

hinunter, um den widerwärtigen Geschmack der Pilze aus dem Mund zu bekommen. „Schling nicht, Kind. Das verdirbt dir den Magen“, tadelt die Großmutter. Sie setzt sich zu Katharina an den Tisch, lehnt sich zurück und kreuzt bequem die Arme vor der Brust. „Hast du deine Hausaufgaben fertig?“, fragt sie nach einer kleinen Weile, in der ihr zufriedener Blick durch das blitzsauber geputzte Esszimmer wandert. „Nuschelnuschelnuschel“, murmelt Katharina ins Kalbsgulasch. „Wie bitte?!“, versetzt ihre Großmutter scharf. „Mussichnochfertigmachen“, haspelt Katharina, verlegen kauend. „Katharina Amalie Ludwig...“, hebt die Großmutter mit strenger Stimme an und Katharina rollt hinter ihren Stirnfransen heimlich mit den Augen. Wenn ihr zweiter Vorname ins Spiel kommt, entwickelt sich das Gespräch meist in eine unangenehme Richtung. „Sind so gut wie fertig!“, ruft sie betont deutlich, um einer großmütterlichen Belehrung aus dem Weg zu gehen. „Dann kann ich also schon einen Blick darauf werfen, ja?“, fragt die alte Dame lauernd. „Ein bisschen muss ich noch machen“, windet sich Katharina, die natürlich noch keinen Strich in eines der Hausaufgabenhefte gesetzt hat. „Du bist genau wie dein Großvater. Nur Flausen im Kopf und kein Sinn für die Realität“, versetzt die Großmutter ohne zu lächeln, dann räumt sie missgestimmt den Tisch ab und kehrt kopfschüttelnd in die Küche zurück.

„Genau wie dein Großvata-ta-ta“, ätzt Katharina leise. Sie sitzt mit krummem Rücken vor ihrem Schreibtisch und kritzelt beleidigte Smileys in einen karierten Notizblock. Seit gefühlten Stunden brütet sie nun über den Mathehausaufgaben und immer noch ist keine Lösung vom Himmel gefallen. Katharina verabscheut Mathe genauso sehr wie sie Pilze verabscheut. Vielleicht sogar noch mehr, denn Katharina findet, dass sich die Mathematik von Stunde zu Stunde undurchsichtiger gestaltet, während Pilze einfach zuverlässig widerlich schmecken. Da weiß man, was man hasst. „Opa war wenigstens lustig“, schmollt Katharina, während sie eines der Smileys mit einem Zauberhut verziert. In ihrem sensiblen Kinderherz ist die Liebe für den verstorbenen Großvater unerschütterlich verankert. Die raue Haut seiner schwieligen Finger, mit denen er manchmal zärtlich über Katharinas Wange streichelte, der derbe Geruch von Tabak und Alkohol, den er beim Lachen verströmte, das tiefe Dröhnen seiner Stimme, wenn er von seiner gloriosen Zeit beim Zirkus erzählte, all dies verschmilzt in Katharinas Erinnerung zu einem Gefühl wohliger Geborgenheit, das nur noch in der Vergangenheit existiert. Seufzend denkt sie zurück an jenen fernen Nachmittag, an dem der Großvater ihr den ersten Zaubertrick beibrachte. Er ließ ein Geldstück aus seiner Hand verschwinden und zeigte dann geduldig, wie man die Münze unbemerkt in der Hosentasche deponierte, während man die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch dramatische Bewegungen der Finger ablenkte. Katharina hatte den Trick schnell verstanden, doch ihren kleinen Händen fehlte die nötige Geschicklichkeit. Immer wieder fiel die Münze klirrend zu Boden und die Kleine weinte bittere Tränen der Frustration. Sie übte stundenlang, tagelang, sie übte so lange, bis die Großmutter erbost ein Zaubertrick-Verbot verhängte, da sie befürchten musste, das Kind werde über die endlosen Fingerspielereien verdorben für eine vernünftige Lebenslaufbahn. Doch zu diesem Zeitpunkt war es schon längst zu spät, das Erbe des Großvaters ging in Katharina auf und auch wenn er kurze Zeit später an einem Herzinfarkt verstarb, lebten seine Zaubertricks durch seine Enkelin weiter, die jeden Tag heimlich trainierte und ihre Geschicklichkeit kontinuierlich verbesserte.

„Wenn ich groß bin, werde ich die berühmteste Zauberin der Welt, koste es, was es wolle!“, grummelt Katharina nun, während sie weiter im Notizblock kritzelt. „Dann mache ich nie wieder Mathehausaufgaben und Pilze werden bei Todesstrafe verboten. So!“ Sie malt einen riesigen Pilztotenkopf neben die beleidigten Smileys und seufzt dabei tief. Ihr Blick gleitet über

den chaotischen Schreibtisch und aus dem gekippten Fenster hinaus, dem dunkler werdenden Himmel entgegen. Ihre Gedanken gleiten noch viel weiter fort, in eine ferne Zukunft, in der ihr die Menschenmassen zu Füßen liegen und tausende Fans ihren Namen rufen. Scheinwerferlicht brandet gleißend heran, donnernder Applaus tost über sie hinweg, silbernes Konfetti flirrt durch die Luft und bedeckt knöcheltief den Bühnenboden, auf dem sie triumphierend steht. Katharina lächelt selbstzufrieden und sonnt sich im Rampenlicht. Lautes Klopfen reißt sie abrupt aus ihren Tagträumen. „Kind, wie lange brauchst du noch?“, fragt die Großmutter ungeduldig auf der anderen Seite der Tür und Katharina sackt schuldbewusst in sich zusammen. „Ein bisschen noch!“ Sie blättert hastig die vollgekritzelte Notizblockseite um und beginnt Zahlenkolonnen auf ein neues Blatt Papier zu schreiben. Keine Sekunde zu früh, denn schon betritt die Großmutter schwungvoll das Zimmer. „Katharina Amalie Ludwig“, hebt sie drohend an und es ist kein gutes Zeichen, dass Katharina ihren vollen Namen zum zweiten Mal an einem Tag zu hören bekommt. „Ich habe deine Verzögerungstaktiken satt, mein Fräulein! Wenn du in fünfzehn Minuten nicht fertig bist, setzt es ein Donnerwetter, von dem du noch deinen Enkelkindern erzählen kannst. Hast du mich verstanden?“ Die alte Dame stiert aus funkelnden Augen auf Katharina herab, die nur still dasitzt und nickt. „Gut“, schnaubt die Großmutter, sie kehrt auf dem Absatz um und wirft knallend die Tür hinter sich zu. „Und dich zaubere ich auf den Mond“, flüstert Katharina zornig, dann wendet sie sich dem Notizblock zu. „Triff mich heute Nacht, wenn kein Regen mehr fällt, an der uralten Fichte im Garten. Lass mich nicht warten. Ein Freund“, steht in fein geschwungenen Buchstaben neben ihren gekritzelten Zahlenkolonnen. „Was? Wer hat das geschrieben?“, stammelt Katharina verwirrt, doch es ist niemand da, um auf ihre Fragen zu antworten. Eine unangenehme Stille breitet sich im Zimmer aus. Nur durch das gekippte Fenster dringt leises Rauschen herein, als es draußen plötzlich anfängt zu regnen.

„Ich gehe, ich gehe nicht, ich gehe, ich gehe nicht...“, Katharina liegt im Bett und tut, was unzählige Kinder vor ihr in unauslotbaren Situationen getan haben. Sie rupft ein Gänseblümchen. Heimlich hat sie das Pflänzchen aus dem Vorgarten geholt, während die Großmutter mit der Vorbereitung des Abendbrots beschäftigt war. Vorsichtig hat sie es in der Brusttasche ihrer Latzhose verstaut und sich wenige Minuten später mit großem Appetit über Wurstsalat mit Essiggurken und Zwiebeln hergemacht. Jetzt liegt sie pappsatt und warm eingemummelt unter der weichen Bettdecke und rupft das welke Gänseblümchen. „Ich gehe, ich gehe nicht, ich gehe!“ Das letzte Blütenblatt ist erreicht, die Entscheidung, heute Nacht zur uralten Fichte zu gehen, ist endgültig getroffen. Akribisch sammelt Katharina die Blütenblätter vom Betttuch und versteckt diese in der Seitentasche ihres Pyjamas, dann wickelt sie sich erneut in die Decke und wartet auf das Ende des Regens. Das Bett ist angenehm weich und gemütlich, der Tag war lang und ereignisreich. Ein starker Sog scheint Katharina immer tiefer in die kuschelige Matratze zu ziehen, mühsam wehrt sie sich gegen den Schlaf, doch ihre Augenlider werden unerträglich schwer. Katharina knurrt unwillig, sie strampelt die Decke fort, schwingt die Beine aus dem Bett und starrt entschlossen aus dem Fenster. „Ich schlafe garantiert nicht ein!“, grummelt sie energisch. Draußen regnet es ungerührt weiter. Die Minuten vergehen, aus energischem Starren wird gelangweiltes Gähnen...

„Wieso schläfst du neben dem Bett?“ Die missbilligende Stimme der Großmutter reißt Katharina aus traumlosem Schlummer, erschrocken rappelt sie sich vom Parkettboden hoch und hebt zu einer Entschuldigung an, doch die Großmutter ist gar nicht da. Katharina ist allein im Zimmer, nicht das kleinste Geräusch ist zu hören. Fröstelnd schlurft das Mädchen ans Fenster, um einen Blick in den Garten zu werfen. Draußen hat es aufgehört zu regnen,

vereinzelte Wolkenfetzen treiben über den dunklen Nachthimmel. „Das ist nicht gruselig“, sagt Katharina laut, um den Schrecken aus ihren Gliedern zu vertreiben.

„Kein bisschen gruselig“, wiederholt Katharina mit echter Enttäuschung, als sie vor der gewaltigen Fichte steht und diese mit einer funzeligen Taschenlampe ableuchtet. Sich unbemerkt aus dem Haus zu schleichen war nicht schwer, denn die Großmutter schläft nachts ohne Hörgerät und so könnte eine ganze Armee durch die Flure des Hauses trampeln und nichts würde den geruhsamen Schlaf der alten Dame erschüttern. Katharina ist auf das nächtliche Abenteuer gut vorbereitet. Über ihrem Pyjama trägt sie einen gelben Regenmantel, an den Füßen dazu passende Gummistiefel und, verborgen vor neugierigen Blicken, ein kleines Schweizer Armeetaschenmesser, das sie für den Ernstfall eingesteckt hat. Bisher besteht der Ernstfall allerdings nur daraus, sich im eiskalten Nachtwind eine böse Erkältung zu holen, denn unter dem alten Baum findet sich nichts als nasses Moos und Steine. „So ein blöder Mist“, brummt Katharina. Sie leuchtet noch einmal lustlos die tropfenden Nadeln der Fichte ab, dann lässt sie die Taschenlampe sinken und zieht einen enttäuschten Schmolmmund. Der Lichtkegel ihrer Lampe trifft auf die rotgoldenen Augen einer Erdkröte, die vor Katharinas linkem Gummistiefel im Moos sitzt und starrt. „Schön, dass du es einrichten konntest“, sagt die Kröte mit basstiefer Stimme. „Hast du gerade gesprochen?“, fragt Katharina verdattert. „Siehst du hier sonst noch jemanden?“, fragt die Erdkröte gereizt zurück. Das Mädchen glotzt die Amphibie mit großen Augen an und schweigt. „Na?“, macht die Erdkröte schließlich und Katharina erwacht aus ihrer Erstarrung. Tausend Fragen schießen gleichzeitig durch ihren Kopf, nicht eine kann sie vernünftig ausformulieren. „Entschuldigung“, murmelt sie schließlich verlegen. „Ist schon gut, Mädchen.“ Die Kröte hüpfet etwas näher an Katharinas Gummistiefel heran und tätschelt versöhnlich die Stiefelspitze. Katharina unterdrückt den Impuls ihren Fuß zurückzuziehen. Sie schenkt der Kröte ein unsicheres Lächeln und umklammert die Taschenlampe mit beiden Händen. „Was, w-wer bist du?“, stammelt sie und kommt sich dabei dumm vor. „Siehst du doch. Ich bin eine Kröte“, antwortet das Tier und grinst gemein. „Aha“, macht Katharina und schluckt das Lächeln hinunter. „Ach, Mädchen“, seufzt die Kröte, sie lehnt sich schwer gegen den Gummistiefel und zeigt ihren gesprenkelten Bauch. Aus dem Nichts erscheint eine winzige Zigarre in ihrem warzigen Vorderbeinchen. Lässig beginnt die Kröte zu rauchen. „Ich bin die Erfüllung deiner Träume, Kleines. Ich bin eine magische Wunderkröte.“ „Du bist was?“, japst Katharina ungläubig. „Du hast mich schon verstanden, Kleines.“ Das Tier kratzt sich den Bauch und bläst große Rauchringe in die Luft. Das Mädchen schweigt und starrt. „Was ist, haben sie dich als Baby auf den Kopf fallen lassen?“, ätzt die Kröte ungehalten, doch Katharina zuckt nur mit den schmalen Schultern und zieht ein unglückliches Gesicht. „Pass auf, Mädchen, das läuft jetzt folgendermaßen. Ich sage dir, dass du dir etwas wünschen kannst. Egal was, du wirst es bekommen. Du freust dich und nennst mir deinen Wunsch. Dann unterschreiben wir einen kleinen Vertrag, und alles nimmt seinen wunderbaren Lauf. Kapiert?“ Die Kröte klopft Zigarrenasche an Katharinas Gummistiefel ab und schielt ungeduldig zu ihr empor. Katharina runzelt die Stirn und denkt angestrengt nach. „Du bist also eine magische Wunderkröte“, sagt sie schließlich gedehnt. Die Kröte nickt ungeduldig. „Das habe ich gerade gesagt, ja.“ „Und ich habe einen Wunsch frei? Ganz egal welchen?“ „Ja, ja!“ „Ich glaube dir kein Wort.“ Katharina schüttelt die Kröte von ihrem Gummistiefel und tritt einen Schritt zurück. „Was?“, ruft diese ungläubig, ihre rotgoldenen Augen funkeln im Licht der Taschenlampe. „Ich glaube dir nicht. Du bist fies!“, ruft Katharina entschlossen, sie dreht sich um und läuft über den nassen Rasen zurück ins Haus. „Na sowas“,

brummt die Kröte enttäuscht, sie bläst noch einen letzten Rauchring, dann löst sie sich in der kalten Nachtluft auf und verschwindet.

Der nächste Morgen beginnt mit einem fürchterlichen Donnerwetter. Katharina hat nach ihrem nächtlichen Ausflug vergessen die Gummistiefel vor dem Haus auszuziehen. Hauseingang und Flur sind mit ihren matschigen Stiefelabdrücken überzogen. Katharina behauptet zwar steif und fest, sie wisse nicht, woher die schmutzigen Abdrücke stammen, doch die Großmutter lässt sich nicht belügen und ärgert sich gewaltig. Sie verhängt Stubenarrest und Fernsehverbot für eine Woche. Katharina fühlt sich ungerecht behandelt und von der Wunderkröte verraten, die ihr den ganzen Schlamassel eingebrockt hat. Beleidigt und frustriert macht sie sich nach dem Frühstück auf den Weg zur Schule, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, den Blick starr auf die Straße gerichtet, tritt sie schlecht gelaunt dahin. „Hey, du Hässliche!“ Katharina wird plötzlich von hinten grob angerempelt, sie stolpert und fällt. „Aua!“ „Ha-Ha. Das Riesenbaby kann nicht laufen! Ha-ha.“ Katharinas Mitschüler, Florian und Matthias, stehen lachend über ihr und zeigen mit den Fingern. Wutrot rappelt sich das Mädchen vom Asphalt hoch. „Ihr Arschgeigen!“, zischt es mit funkelnden Augen. „Riesenbaby, Riesenbaby!“ Die Jungen laufen prustend an Katharina vorbei und verschwinden hinter einer dichten Magnolienhecke, die den Eingang zum Schulhof verbirgt. „Schweinepriester!“, schreit Katharina ihnen hinterher. Erst jetzt macht sich der Schmerz in ihren Handflächen und Knien bemerkbar, die vom Sturz aufgeschürft sind und bluten. „So eine Scheiße“, flucht das Mädchen, dann humpelt es den anderen hinterher zur Schule. „Riesenbaby, Riesenbaby, ist zu dumm zum Laufen! Riesenbaby, Riesenbaby, muss sich nen Rollstuhl kaufen!“ Es ist große Pause, Florian und Matthias haben sich den Reim in der letzten Stunde ausgedacht und brüllen ihn nun quer über den Schulhof. Katharina sitzt allein unter einer großen Eiche und schmollt. Ihre Schulfreundinnen spielen oder feilschen um die besten Pausenbrote, die Lehrer stehen in einer Ecke beisammen und rauchen. Niemand interessiert sich für das Mädchen mit den aufgeschürften Knien. Florian und Matthias nutzen die fehlende Aufmerksamkeit. Sie laufen zu Katharina und bauen sich breitbeinig vor ihr auf. „Hey Riesenbaby, musst du jetzt heulen?“, fragt Florian mit hämischem Grinsen. „Das Riesenbaby will zu seiner Mutti“, feixt Matthias mit weinerlicher Stimme, aber Florian schüttelt verneinend den Kopf. „Die hat doch gar keine Mutter, weißt du doch.“ Es ist dieser Moment, in dem etwas in Katharina zerreißt. Mit einem schrillen Aufschrei stürzt sie sich auf die beiden Jungen.

„Es ist eine Schande. Eine Schande!“ Die Großmutter sitzt stocksteif am Esstisch, ihr Gesicht ist weiß vor Zorn. In der rechten Hand hält sie ein Schreiben von Katharinas Lehrerin, das die heutige Schlägerei auf dem Schulhof behandelt. Katharina sitzt der Großmutter gegenüber und weint leise vor sich hin, doch die alte Dame lässt sich nicht von ihren Tränen erweichen. Sie starrt das Mädchen lange an und grollt schließlich ein drohendes: „Geh mir aus den Augen.“ Katharina steht betont langsam vom Tisch auf und schlurft mit gesenktem Kopf aus dem Raum. In ihrem Zimmer lässt sie sich weinend auf das Bett fallen. „Das ist so unfair!“, schluchzt sie heulend in ihr Kissen. „Absolut unfair“, bestätigt eine dunkle Stimme. Katharina zuckt erschrocken zusammen. „Wer ist da?“, fragt sie in das leere Zimmer hinein. „Hier unten“, antwortet die dunkle Stimme. Katharina beugt sich nach vorn und schielt vorsichtig unter das Bett. Zwischen Staubflusen und Kekskrümeln hockt die Wunderkröte und grinst: „Na, alles klar?“ „Was machst du hier?“, zischt Katharina aufgeregt. „Ich stehe dir zur Verfügung“, antwortet die Kröte mit einer leichten Verbeugung. „Aha.“ Katharina zieht Rotz durch die Nase

hoch und wischt kullernde Tränen aus ihrem Gesicht. „Komm schon, Mädchen, lass dich nicht hängen.“ Die Kröte hüpfte unter dem Bett hervor und blickt Katharina aus funkelnden Augen an. „Das Leben ist schon kompliziert genug, du musst es nicht noch schwerer machen. Na los. Wünsch dir was!“ Katharina schüttelt automatisch den Kopf, doch dann verharrt sie in der Bewegung und denkt angestrengt nach. „Ich will eine echte Zauberin sein“, sprudelt es plötzlich aus ihr heraus. Die Kröte prustet und kichert. „Mädchen werden doch keine Zauberer. Mädchen werden Zauberer-Assistentin! Sie tragen kurze Röcke und glitzernde Capes und werden in der Mitte durchgesägt.“ „Ich nicht! Ich will Zauberin sein. Die größte Zauberin der Welt!“ Katharina verschränkt entschlossen die Arme vor der Brust. „Kannst du das machen, oder nicht?“ „Natürlich, natürlich“, beeilt sich die Kröte. Sie hüpfte näher an Katharinas Bett heran und reckt ein Vorderbeinchen in die Höhe. Mit einem leisen Plop erscheint ein Bogen Papier, Katharina schnappt erschrocken nach Luft. „Mal sehen, mal sehen“, murmelt die Kröte, sie überfliegt das Schriftstück und pafft dabei weltmännisch an einer winzigen Zigarre. „Unbegrenzte, magische Macht... Ungeahnte Zauberkräfte... Die Welt liegt dir zu Füßen... Das ganze Programm. Du musst nur noch hier unterschreiben, dann sind wir im Geschäft.“ Die Kröte nickt, das Blatt Papier schwebt federleicht empor und verharrt vor Katharinas gerötetem Gesicht. Das Mädchen nimmt den Vertrag entgegen und beginnt aufmerksam zu lesen. Nach wenigen Augenblicken hebt es den Blick vom Papier. „Was heißt das: ‚Im Austausch für den zu erfüllenden Wunsch ist der unsterbliche Teil des Selbst zu entrichten‘? Das verstehe ich nicht.“ „Das ist eine ganz unglückliche Formulierung, ich weiß“, versichert die Kröte, genüsslich schmauchend. „Diese Juristensprache macht mich auch immer ganz fertig.“ Katharina runzelt unwillig die Stirn: „Du hast meine Frage nicht beantwortet.“ „Ja, ja.“ Die Kröte schwenkt die Zigarre hin und her und betrachtet den aufsteigenden Rauch „DumusstmirdeineSeeleverkaufen“, murmelt sie ungewöhnlich schnell. „Bitte was?“ Die Kröte seufzt und lässt mit einem knappen Nicken die halbgerauchte Zigarre verschwinden. „Deine Seele. Ich bekomme deine Seele.“ „Meine was?“ „Spreche ich vielleicht Aramäisch? Deine Seele, Mädchen. Der unsterbliche Teil deines Selbst.“ „Und was machst du dann damit?“ Katharinas Blick wandert skeptisch zwischen Papier und Kröte hin und her. „Was interessiert dich das?“, versetzt das Tier gereizt. „Es interessiert mich eben“, kontert Katharina mit blitzenden Augen. Die Kröte zögert und denkt angestrengt nach. „Nichts, ich mache nichts damit“, antwortet sie schließlich. „Wie, nichts?“ „Na, nichts. Ich kümmerge mich nur um den Vertrag.“ „Aber was wird denn dann aus meiner Seele?“, fragt Katharina, nun ernstlich besorgt. Die Kröte hüpfte noch näher ans Bett heran. „Ganz ehrlich? Ich weiß es nicht. Du bist mein erster Auftrag“, verrät sie, leise flüsternd. „Ach!“, entfährt es Katharina aufgeregt. „Was, ach? Nichts, ach. Jeder fängt mal an!“, versetzt die Kröte beleidigt. „Ist das so etwas wie eine Strafaufgabe?“, fragt Katharina interessiert. Die Augen der Kröte werden misstrauisch schmal. „Wie meinst du das?“, grollt sie mit belegter Stimme. „Naja, ich denke, dass du vielleicht nicht immer eine Kröte gewesen bist. Ich denke, dass du vielleicht etwas ausgefressen hast und dafür in eine Kröte verwandelt wurdest.“ Katharina sieht der Kröte tief in die Augen, das Tier hält dem für eine kleine Weile stand, dann unterbricht es den Blickkontakt. „Du hast recht“, antwortet es schließlich kleinlaut. „Aha!“ Katharina schlägt sich triumphierend mit der flachen Hand auf den Oberschenkel. „Das läuft alles völlig verkehrt!“, jammert die Kröte verzweifelt. Katharina fühlt sich schuldig, auch wenn sie nicht weiß, warum. „Tut mir leid“, versichert sie sanft. „Unterschreibst du jetzt den Vertrag?“ Die Augen der Kröte glitzern erwartungsvoll, doch Katharina schüttelt ablehnend den Kopf. „Nein, danke“, sagt sie schlicht und reicht den Bogen zurück. „Ach, komm schon!“, bettelt die Kröte, sie winkt mit einem Vorderbeinchen und der Vertrag schwebt zurück zum Bett. „Ich will nicht!“, stößt Katharina entschieden

hervor. „Jetzt unterschreib' endlich den verdammten Vertrag!“ „Nein, nein und nochmal nein!“ Katharina zerreißt das Papier und wirft die Schnipsel zornig nach der Kröte. Das Tier hpft rückwärts über den Boden und flucht lautstark. „Was geht hier vor?“ Eine mächtige Stimme erschüttert das Kinderzimmer, Katharina schreit erschrocken auf, die Kröte verschwindet blitzschnell unter dem Bett. Schwarzer Rauch wabert über den Boden, ein gewaltiger Schatten senkt sich drohend von der Zimmerdecke herab. „Ich habe gefragt, was hier los ist“, donnert die körperlose Stimme. „Nichts, h, rein gar nichts ist los“, piepst es ängstlich unter dem Bett hervor. „Es hört sich aber nicht nach Nichts an, Louis.“ Der schwarze Rauch verdichtet sich zu einer diffus menschlichen Gestalt, die in der Mitte des Raumes schwebt. „Wir wollten gerade den Vertrag unterzeichnen. Alles läuft nach Plan. Ganz ehrlich!“ Die Kröte schiebt sich vorsichtig unter dem Bett hervor und starrt demütig in den finsternen Rauch. „Ist dem so?“ Das Wesen wendet sich fragend an Katharina, die zitternd auf dem Bett sitzt und schwitzt. „Naja“, macht das Mädchen. „Naja“, macht die Kröte. „Was soll das heißen?“, versetzt die mächtige Stimme. „Es ist kompliziert“, antwortet die Kröte und Katharina muss kichern. „Findest du das etwa komisch, Kind?“ Das körperlose Wesen schwebt bedrohlich nahe an das Bett heran, Katharina fühlt eine unangenehme Kälte, die bis in ihre Knochen zu kriechen scheint. ngstlich klammert sie sich an ihr Kopfkissen und hält den Atem an. „Soll ich dich in vier Teile spalten und dein Innerstes nach außen kehren, damit dir das Lachen vergeht?“, faucht die Stimme zornig. „Lass sie in Ruhe, Papa.“ Katharina und die Schattengestalt wenden sich ungläubig der Kröte zu. „In Ruhe lassen?“, knurrt die Stimme erbost. „Papa?“, flüstert Katharina ungläubig. „Sie ist meine Freundin“, sagt die Kröte. Sie springt mit einem gewaltigen Hopser auf das Bett und setzt sich neben Katharina. „Bist du verrückt geworden?“, brüllt die Rauchgestalt. Helle Funken springen aus ihrem wabernden Körper. „Vielleicht“, versetzt die Kröte mutig. „Und jetzt verschwinde.“ Sie rückt näher an Katharina heran und quakt leise. Das Mädchen streckt eine Hand aus und hält diese schützend vor den kleinen Körper der Amphibie. „Das hat ein Nachspiel, Louis! Hast du mich verstanden? Das wird dir noch leid tun!“ Die Rauchgestalt beginnt sich aufzulösen, das Licht kehrt zurück ins Kinderzimmer. Katharina lässt erleichtert den angehaltenen Atem entweichen. „Puh, das war ganz schön heftig“, bemerkt die Kröte und schüttelt sich. Das Mädchen nickt zustimmend. „Dein Vater ist jetzt wohl ziemlich böse auf dich, was?“ „Ach, der ist immer böse.“ Die Kröte zuckt desinteressiert mit ihren warzigen Schultern. „Und, was machen wir jetzt?“, fragt sie nach einer Weile des Schweigens. „Wir könnten etwas spielen“, schlägt Katharina freudig vor. Die Kröte schüttelt skeptisch den Kopf. „Ich weiß nicht. Was denn zum Beispiel?“ Katharina denkt angestrengt nach. „Kennst du Schiffe versenken?“ „Sterben dabei Menschen?“, fragt die Kröte hoffnungsvoll. „Eher nicht“, antwortet Katharina ehrlich. „Dann ist es langweilig.“ „Wie wäre es dann mit ‚Vier gewinnt‘?“ „Klingt nicht besser.“ „Jetzt weiß ich!“, ruft Katharina plötzlich und ihre Augen blitzen aufgeregt. „Wir spielen Hexe und Zauberer!“ Die Kröte rutscht unsicher auf dem Bett hin und her. „Können wir jemanden in Pudding verwandeln, oder so?“ Katharina denkt an Florian und Matthias. „Wir können es immerhin versuchen“, antwortet sie und ein kleines, gemeines Lächeln umspielt ihre Lippen.

Sybille Lengauer,

*Autorin mit Schwerpunkt Gedichte / Kurzgeschichten, Jahrgang 1980, geboren in Linz /
Österreich, nun NRW / Deutschland. Blog: <https://hirnwachsen.wordpress.com/>*

Dixieland

„Sie haben mich vor die Tür gesetzt.“ Ole ließ sich auf seinen Stuhl plumpsen, fuhr sich durch seinen grauen Bart und ahmte seinen Chef nach. „Meeensch Reehsel! Sehns' hoalt positiv – nu hoams ma Zeit fua de Sangesfroidn!“

Oles unübertroffene Stimmenimitationen sorgten sonst für spontane Lacher. In Anbetracht seiner gedrückten Laune verkniffen wir uns aber dergleichen. Sein Engagement im Männergesangskreis „Goldkehlchen“ hatte sich offenbar auch in seiner Firma herumgesprochen.

„Willkommen im Club.“ Peter zog ungerührt an seiner Pfeife.

Der Club – das waren Ole, Peter, Heinz und ich.

Ole Rehsel war der einzige von uns, der eine feste Anstellung und daher eine entspannte Haltung zu den existentiellen Herausforderungen des Lebens hatte. Aber das sollte sich ja nun wohl ändern.

Heinz Teckel. Auf Hartz IV seit ich ihn kenne, aber immer für ein Bierchen zu haben. An manchen Samstagen verdiente er sich mit seiner Trompete ein paar Euronen in der Fußgängerzone hinzu.

Seit sechs Jahren in Rente lebte Peter Hahn im Dachgeschoss des Hauses von Sohn und Schwiegertochter und kümmerte sich hauptsächlich um den Garten. Ich denke, er war eher geduldet als willkommen. Gesagt hatte ich ihm das aber nie.

Und meine Wenigkeit – Dietmar Kosalke. Ich war sozusagen Privatier und betätigte mich gelegentlich in Aushilfsjobs. Seit mir meine Arthritis aber mehr zu schaffen machte, gingen diese Zusatzverdienste auch zurück. Des Weiteren besaß ich die kompletten Alben der von mir bedingungslos angebotenen Folk-Legende Cat Stevens. Meine Freunde nannten mich deshalb Cat.

Ole war drauf und dran, mir meine Show zu stehlen.

„Ich habe auch Neuigkeiten.“ Ich zog den Brief aus dem zerknitterten Umschlag. „Meine liebe Tante Frieda ist von uns gegangen – Gott hab sie selig...“ Dass ich sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, musste hier keinen interessieren. „Sie hat mir ihr Häuschen vererbt. Na – was sagt ihr jetzt!?“

„Dann sehen wir dich demnächst nicht mehr so oft?“ Peters Brauen zogen sich fragend in die Höhe.

„Im Gegenteil – ihr kommt mit! Das Haus ist groß, jeder hat sein Zimmer, und einen Raum zum Üben gibt es auch. Wir gründen nämlich eine Band!“

„Eine Band???“

„Au ja! Dixieland!“ Heinz strahlte.

Den anderen beiden troff die Skepsis aus den Poren. Ich seufzte. Da war wohl noch Überzeugungsarbeit zu leisten. Auch was die musikalische Ausrichtung betraf.

Am Ende war es einfacher als gedacht. Peter hatte zuhause heimlich seine alte E-Gitarre reaktiviert und erste Riffs getestet, worauf sich Söhnchen und Schwiegertochter schwer ins

Zeug legten, ihn von meinem Angebot zu überzeugen. Es wäre doch eine tolle Sache, Ruhmwinke und auch Würden sie anbieten, uns und unser Equipment zu unserer neuen Bleibe zu chauffieren.

So standen wir nun mit unserer Anlage vor Tante Friedas Haus in Bremen-Vegesack. Stimmen waren aus dem Inneren zu hören. Ich linste durch die Wohnzimmerscheibe. Drei finster aussehende Gestalten lungerten um den Couch-Tisch. Einer mit einem Frettchengesicht ließ dauernd sein Klappmesser auf- und zuschnappen, ein vierschrötiger Stiernacken glotzte stumpf vor sich hin und der dritte – eher der Typ Geschäftsmann – schien Türme aus Geldscheinen aufzustapeln. Ich wechselte in den Flüsterton.

„Jungs, da drinnen sitzen drei Kerle, mit denen scheint nicht gut Kirschenessen zu sein. Ich fürchte, ...“ Meine Furcht blieb ungehört, weil in diesem Augenblick Heinz unter ohrenbetäubenden Geschepper die Kiste mit den Becken für das Schlagzeug umkippte. Er hatte schon immer ein Händchen für unpassende Momente.

Das Klacken des Klappmessers verstummte. Jetzt galt's. Hoffend, dass Ole ausnahmsweise einmal verstand, was ich von ihm wollte, starrte ich ihn an, während meine Lippen lautlos die Silben PO – LI – ZEI formten. Und betete.

Und Ole verstand. Er kniff sich die Nase zu, griff sich an den Hals und ließ ein durchdringendes auf- und abschwelliges Sirenengeheul ertönen. Die Lautstärke hätte der hiesigen Feuerwehr alle Ehre gemacht.

In den Nachbarhäusern wurden erste Fenster aufgerissen.

Aus dem Haus erklangen die Geräusche von zersplitterndem Glas, aufgerissenen Türen und hastigem Fußgetrappel. Vorsichtig schielte ich an der Hauswand entlang. Drei Gestalten, davon eine mit zwei gefüllten Plastiktüten, rannten über das rückwärtige Grundstück und verschwanden bald in einer Seitengasse. Anscheinend gab es eine Hintertür.

„Achtzehntausend Euro.“ Wir saßen jeder vor einer Dose Bier um den Wohnzimmertisch und Ole teilte uns das Ergebnis seiner Zählung mit.

Die Papiertüte mit gebrauchten 50 Euro-Scheinen, die wir unter dem Tisch fanden, hatte unser Gangster-Trio in der Eile wohl vergessen.

Peter pfiff leise vor sich hin. „Damit lässt sich unsere Ausrüstung schon auf einen zeitgemäßen Stand bringen.“ In Gedanken stimmte ich ihm zu. Meine nagenden Zweifel an der Professionalität unserer Bandausrüstung lösten sich in Luft auf.

„Die kommen bestimmt wieder.“ Heinz' Nervosität war fast mit Händen zu greifen.

„Lass das mal Cats Sorge sein.“ Ich versuchte, tiefe Zuversicht auszustrahlen, obwohl mein Plan eher vage war...

Zwei Tage später kurz nach Mitternacht war es soweit. Während die anderen drei in ihren Zimmern den Schlaf der Gerechten (bzw. ihren Rausch aus-)schliefen, hatte ich mir mein Lager in der Esskammer neben dem Wohnzimmer eingerichtet. Die Geräusche eines Dietrichs in Aktion drangen von der Haustür herüber und nur Sekunden später wurde die Klinke der Wohnzimmertür leise heruntergedrückt, wie ich durch das Schlüsselloch beobachtete. Jetzt würde sich zeigen, ob meine technische Vorbereitung das hielt, was ich mir davon versprach. Es war das Frettchengesicht. Sein Messer war ausgeklappt. Er schlich um den Wohnzimmertisch herum, spähte kurz dahinter und setzte sich dann in Richtung der PCS-12X0L in Bewegung. Unsere Neuanschaffung – ein Premium Spitzenverstärker, der jeden Euro wert war.

Jetzt! Ich betätigte den Schalter, den ich mit der Anlage im Wohnzimmer verkabelt hatte. Etwa eineinhalb Sekunden später kam es zu diversen Ereignissen.

Aus der PCS-12X0L drang das Crescendo eines von mir persönlich erstellten Mixings aus Metallica, AC/DC, Falco und Heinz' Trompetensolos – bei maximal aufgedrehter Lautstärke. Die Schalldruckwelle ließ die Fenster klirren und selbst die Tür, hinter der ich hockte, vibrierte. So musste es bei den Posaunen von Jericho zugegangen sein.

In der Nachbarschaft gingen die Lichter an.

Im ersten Stock krachte und rumpelte es – anscheinend hatte es einige meiner Mitstreiter aus den Federn gehauen.

Frettchen hätte es fast bis zur Haustür geschafft.

Dem Couchtisch konnte er noch ausweichen, aber den – von Heinz wieder mal unpraktisch abgestellten – Trompetenkoffer hatte er nicht auf der Rechnung. Er schlug der Länge nach hin, knallte mit dem Kopf gegen die Fußleiste der Tür und blieb regungslos liegen. Gerade als ich mich fragte, wie wir den ohnmächtigen oder gar toten Ganoven entsorgen sollten, rappelte er sich wieder auf und schoss hinaus in die Nacht. Umgedreht hatte er sich nicht mehr.

Ole, Peter und Heinz hatten sich mittlerweile im Wohnzimmer eingefunden.

„Jetzt dürften wir Ruhe haben.“

„Noch ruhiger wäre es, wenn du diesen infernalischen Lärm ausschalten würdest, Cat!“

Unsere Musikerkarriere startete ambivalent. Als Heavy Metal Band „Rock Rockets“ ließen wir es bei unserem ersten Auftritt richtig krachen. Allerdings hat sich anschließend weder der Veranstalter noch irgendein anderer Interessent gemeldet. Das Freejazz-Experiment „Gold Oldies“ war vielversprechend, aber gegen Gage wollte uns keiner der gängigen Clubs auftreten lassen. Der Ausflug als Hiphop-Newcomer „Old Goldies“ scheiterte an den absolut diskriminierenden Altersvorstellungen der Szene und letztlich auch an meiner Arthritis.

Am Ende folgten wir dann doch Heinz' Vorschlag, nannten uns Brem City Rollers und spielten Dixieland. Das brachte uns zumindest regelmäßige Auftritte im Café Kö in Hamburg ein – allerdings nennt man uns dort mittlerweile nur noch „die Rentnerband“. Falls ihr dort mal vorbeischaud, dürft ihr gerne dem coolen Typen am Schlagzeug einen Drink spendieren.

Das würde ihn freuen.

Norbert Schäfer,

geboren 1963 in Dortmund, lebt als Autor und Vater seit vielen Jahren in seiner Wahlheimat Hamburg. Hauptberuflich in der Dienstleistungsbranche für Wirtschaftsdaten tätig, befasst er sich in seiner Freizeit mit dem Verfassen von Stories zu spannenden Anthologien, vornehmlich aus den Genres Krimi und Science Fiction. Unter dem Pseudonym Nob Shepherd veröffentlicht der Autor Kurzgeschichten aus dem Leben des Intergalaktischen Privatermittlers Jonas Kelabassi. Über seinen Facebook-Account freut er sich auf den Austausch mit Lesern, Schreibern und Verlegern.

<https://www.facebook.com/nob.shepherd>

Der Schuss

Claudia erwachte. War da ein Schuss gefallen oder hatte sie es nur geträumt? Sie stand auf, trat ans Fenster und schob die Gardine beiseite. Draußen war alles normal wie immer, der Nachbar von gegenüber mähte seinen Rasen, und die Kinder schaukelten im Garten, schon die Schulranzen neben sich. Trotzdem blieb sie unruhig, während sie die Treppe hinunterstieg.

Harry, ihre bessere Hälfte, hatte sich früh am Morgen mit einem sanften Kuss verabschiedet und war aus dem Haus gegangen. Vielleicht hatte ein Auto eine Fehlzündung gehabt, oder es war doch nur ein Traum gewesen.

Vorsichtshalber schaute sie noch einmal aus dem Küchenfenster, das zum Garten ging. Aber dort war es friedlich, und die Schaukel der Kinder, die inzwischen zur Schule waren, bewegte sich im Wind.

Sie setzte einen Kaffee auf, begab sich ins Bad und duschte erst einmal ausgiebig. Danach frottierte sie sich ab und zog den Morgenmantel über. Zurück in der Küche bereitete sie sich einen Toast zu, den sie mit Butter bestrich und mit Käse belegte.

Anschließend eilte sie zum Briefkasten und schaute nach Post, aber es war nur eine Postkarte ihrer Tante. Die Zeitung hatte Harry schon herein geholt.

Sie begann den fertigen Kaffee einzuschenken und dabei ihren Toast zu essen. Nebenbei las sie die Karte. Es stand das Übliche darauf: „Es ist toll hier, bleibe noch bis zum Wochenende, viele Grüße.“ Sie legte die Karte zur Seite. „Ich werde sie heute Abend Harry zeigen“, dachte sie. Sie lächelte vor sich hin.

Mit ihr und Harry, das war schon etwas Großes. Sie hatten sich bei einer Veranstaltung des Sportvereins kennen gelernt und es hatte sofort gefunkt. Sie waren nach wenigen Wochen zusammengezogen. Später hatten sie sich das Haus gekauft.

Ihr Blick fiel auf das Sideboard im Flur. Da lag ja noch Harry Frühstücksbrot. Hatte er es am Morgen liegen lassen? Das sah ihm gar nicht ähnlich.

Sie nahm sich die Zeitung vor. Es stand nichts Besonderes darin. Auf der ersten und zweiten Seite das Neueste aus aller Welt. Sie blätterte zum regionalen Teil und überflog ihn. Dann fiel ihr ein, dass sie um elf bei der Nachbarin sein sollte. Sie blickte auf die Uhr. Es war kurz davor. Sie legte die Zeitung weg, lief ins Bad, föhnte ihre Haare und kleidete sich an.

Dann stürzte sie aus dem Haus und eilte hinüber zur anderen Straßenseite.

Die Nachbarin wartete schon. „Schön, dass du kommst“, sagte die, „dann können wir unser Vereinstreffen am Freitag besprechen.“ Claudia nickte. „Hast du denn schon alle benachrichtigt?“ „Alle, bis auf Frau Grünbaum und Frau Müller, die habe ich nicht erreicht“, antwortete die Nachbarin.

„Darum kann ich mich kümmern“, versprach Claudia. „Ich mache es nachher vor dem Einkaufen! Hast du denn schon die Mitgliederliste fertig?“ „Allerdings“, erwiderte die Nachbarin, „auch die Liste mit den Punkten, die wir besprechen wollen.“

Sie zeigte sie ihr. „Ja, da ist alles aufgeführt“, meinte Claudia. Die Nachbarin nickte.

„Ich gehe erst einmal einkaufen“, sagte Claudia.

„Mach das, ich schaue nachher einmal bei dir vorbei.“ Die Nachbarin brachte sie zur Tür.

Schnell lief Claudia nach Hause, setzte sich ins Wohnzimmer und rauchte die erste Zigarette des Tages. Sie schaute auf ihre Armbanduhr: Merkwürdig, dass Harry nicht anrief. Das tat er um diese Zeit immer. Claudia eilte wieder in die Küche, um ihre Zeitung zu Ende zu lesen. Sie

schaute in den regionalen Teil, aber sie bemerkte, dass dort eine Seite fehlte. Merkwürdig, dachte sie, sollte Harry sie mitgenommen haben?

Es klingelte und sie ging nachsehen. Es war die Nachbarin. „Hallo, da bist du ja, komm rein“, sagte Claudia. „Aber nur auf einen Kaffee!“ Sie begaben sich zusammen ins Wohnzimmer, Claudia nahm den Aschenbecher und lief in die Küche, um einen Kaffee aufzusetzen. Dann kehrte sie zurück.

„Was ist das für eine Geschichte in der Firma deines Mannes?“

„Was meinst du?“, fragte Claudia.

„Nun es stand heute Morgen groß in der Zeitung. In seiner Firma kam es zu Unregelmäßigkeiten. Der Prokurist steht unter Anklage!“

Claudia schluckte. Der Prokurist war ihr Mann! Sie sprang auf, ging zur Garage und sah nach. Das Auto stand noch da. Claudia legte die Hand auf die Motorhaube. Sie war kalt.

Sie rannte zur Kellertür und riss sie auf. Das Licht brannte, und sie sah eine Gestalt dort liegen. Ihr schauerte. Sie beugte sich über sie: Die eine Hand hielt die fehlende Seite der Zeitung und auf der Treppe lag ein Revolver.

Sie sah in das Gesicht des Toten und erstarrte. Es war Harry! Sie schrie auf. Die Nachbarin war ihr gefolgt und sah die Bescherung. Aus der Schläfe des Toten floss eine dicke, dunkelrote Blutspur.

Sie sahen sich entsetzt an, dann fing Claudia an zu schluchzen, ihre Knie gaben unter ihr nach. Die Nachbarin nahm sie in die Arme und führte sie ins Wohnzimmer, um gleich darauf die Polizei zu verständigen.

„Das hätte er doch nicht gebraucht, wir hätten eine Lösung gefunden“, murmelte Claudia und schluchzte vor sich hin. Ich habe mich also doch nicht geirrt, dachte sie weiter, da war doch ein Schuss.

Bald nahte draußen das Blaulicht, und die Nachbarin ließ die Beamten ins Haus. Der Arzt musste kommen, um Claudia ein Beruhigungsmittel zu geben. Die Beamten begannen, die Spuren zu sichern.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“. Seine Geschichte „Wehmütige Weisen“ erschien neulich in der Anthologie „Es hört sich an wie eine Melodie“ im Geest-Verlag in Vechta. Die Beiträge wurden von Menschen mit Behinderungen verfasst.

Heldinnen selbdritt

Immer schon ging für mich von den drei Generationen umfassenden Darstellungen der Anna selbdritt, also der Gottesmutter Maria mit dem Jesuskind und ihrer Mutter Anna, eine ganz besondere Faszination aus. (Hier sei erwähnt, dass „selbdritt“ ein fast in Vergessenheit geratenes Wort ist, das soviel heißt wie „zu dritt“). Ich verstand das Dreigenerationenbild von Großmutter, Mutter und Kind immer schon als eine Chiffre für den Stafettenlauf des menschlichen Lebens, als eine Momentaufnahme des zeitlichen Beieinanderseins von weisem Alter, reifer Lebensmitte und hoffnungsträchtigem Lebensbeginn. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Beieinander, als zeitlicher Querschnitt und nicht als bloßes chronologisches Nacheinander. Ein kontemplatives Verweilen im Sein, bei dem das „Stirb und werde“ zwar nicht verschwindet, aber für die Betrachtenden in den Hintergrund tritt.

Auch mir widerfuhr von Ostern bis Weihnachten 1990 die Gnade, den zeitlichen Dreiklang von Großmutter, Mutter und Tochter kurz, aber intensiv erleben zu dürfen. Mitten ins Glück meiner sehnsüchtig erwarteten Schwangerschaft krachte die niederschmetternde Diagnose eines Lungenkarzinoms, das man bei meiner Mutter in der Woche nach Ostern festgestellt hatte. Im Juli gebar ich – ein halbes Jahr vor meinem vierzigsten Geburtstag – meine Tochter, die mir zur lebenserfüllenden Aufgabe und meiner moribunden Mutter zum Trost in ihrer Krankheit wurde. Das Weihnachtsfest 1990 sollte meine Mutter nicht mehr erleben.

Mein Vater, um ihn hier auch kurz ins Spiel zu bringen, hatte mich ungeachtet dessen, dass ich Tochter war, als Sohn erzogen. Seine Dominanz, Strenge und Unerbittlichkeit zwangen mich, selbst hart zu werden. Die Rolle, die meine Mutter in meiner Erziehung und Menschwerdung gespielt hatte, indem sie versuchte, mir ein Mindestmaß an Empathie mitzugeben, hatte ich lange Zeit gar nicht bewusst wahrgenommen. Geharnischt und männlich hatte ich mich durchs Leben bewegt, zielstrebig und zäh alle Hindernisse ausräumend. Ich war eine Frau mit männlichem Verhalten und männlicher Weltsicht. Paradoxerweise hielt ich das für das Übliche und Angebrachte, und dass man mich als Frau diskriminieren könnte, wäre mir gar nicht erst in den Sinn gekommen. Dass Frauen aber sehr wohl diskriminiert werden, auch in unserer ach so fortschrittlichen westlichen Zivilisation, ist mir letztendlich an meiner Tochter bewusst geworden. Sie hat mich im Feminismus nachgeschult und mir dahingehend die Augen geöffnet, dass luftige Begriffe wie „glass ceiling“ und „glass cliff“ durchaus ihre realen Entsprechungen haben.

Die väterlicherseits anerzogene Panzerung schmolz erst im Oxitocinfluss. Oxitocin löst nicht nur die Geburtswehen aus und stimuliert den Milchfluss, sondern beeinflusst auch das Verhalten zwischen Mutter und Kind und darüber hinaus auch ganz allgemein soziale Interaktionen. Am Rande sei bemerkt, dass Oxitocin beim Austausch und Erleben von liebevoller Zärtlichkeit zwar auch im männlichen Organismus gebildet wird, in vermehrtem Ausmaße aber beim Stillen, einer Domäne, die doch uns Frauen vorbehalten ist. Das Stillen genoss nicht nur meine Tochter, sondern auch ich. Let your love flow. Liebe im Fluss, Liebe im Überfluss. Jetzt erlebte ich es selber. Genau so, wie es mir meine Mutter beschrieben hatte. Auch sie hatte mich gestillt und mir Liebe im Überfluss geschenkt, auch wenn ich es dann im späteren Leben vergessen hatte.

Eine Stillszene hat sich unauslöschlich in meine Erinnerung gegraben. An einem Herbstabend hatten meine Eltern während eines kurzen Spaziergangs Zwischenstation bei mir machen müssen, weil meine Mutter aufgrund ihrer Atembeschwerden einfach nicht mehr weitergehen konnte. Wir wohnten ohnehin nahe beieinander, unsere Wohnungen waren nur

durch einen Straßenzug getrennt. Es läutete also an der Tür, und meine Mutter war buchstäblich am Zusammenbrechen. Mein Mann reagierte schnell. Er führte sie kurzerhand in unser Schafzimmer, wo ich im Doppelbett meine Tochter stillte, nahm ihr den Mantel ab und bettete sie neben mich, sodass sie uns beim Stillen beobachten konnte. Ihr Atem beruhigte sich. Die Zeit blieb stehen, wir verweilten im heiligen Augenblick. Standbild selbdritt. Mit Großmutter, Mutter und Tochter. Dreigenerationenbild. Meine Tochter nuckelte und schmatzte leise, dazwischen hörte man ihre ernstesten kindlichen Atemzüge. Meine Mutter weidete sich selbstvergessen an unserem Anblick, ihr wehmütiges Lächeln schnitt mir ins Herz. Wir hielten uns an den Fingern, und mit einer Hand hatte meine Mutter ihre Enkeltochter sanft am Beinchen gefasst. Noch heute kommen mir die Tränen, wenn ich mir diesen Augenblick vergegenwärtige. Das Leben ist und bleibt ein Stafettenlauf, bei dem es darauf ankommt, den Stab zu übergeben, bevor einen Freund Hein ereilt. Für meine Mutter war es tröstlich zu erleben, dass die Stabübergabe geklappt hatte.

Als meine Mutter intensive medizinische Betreuung brauchte und ans Spitalbett gebunden war, machte ich es mir zur regelmäßigen Übung, sie so oft wie möglich zu besuchen, mit Zustimmung des medizinischen Personals fallweise auch mit meinem Töchterchen. Bei einem dieser Besuche brachte ich auch zur Sprache, dass ich erst, seit ich selber Mutter geworden war, zu verstehen begonnen hatte, was sie, meine Mutter, alles für mich getan hatte. Als Kind muss ich wohl ein unsensibler egoistischer Klotz gewesen sein, gar nicht fähig, all das wahrzunehmen, was meine Mutter mir ermöglichte. Damals schien mir das alles wie selbstverständlich und nicht der Rede wert. Ich fragte sie also, ob sie rückschauend meine, dass es für sie dafügestanden habe, eine Tochter wie mich großzuziehen, die vierzig Jahre gebraucht habe, um zu einem bewussten Dankeschön zu finden. Meine Mutter dachte kurz nach, nahm dann meine Hand, lächelte und sagte, es sei immer schön mit mir gewesen, sie möchte keinen einzigen Tag missen, den wir gemeinsam verbringen durften. Es gibt für eine Frau wohl wenig, das so schön ist, wie eine Tochter zu haben, meinte sie.

Jetzt, fast dreißig Jahre, nachdem sie uns verlassen hat, sehe ich, dass sie recht hatte. Meine Tochter ist erwachsen, steht mit beiden Beinen fest im Leben und ist nach eigener Aussage auch glücklich. Ich habe mich bemüht, meinen Teil dazu beizutragen. Auch wenn mir das nicht immer geglückt sein mag, habe ich von ihr für meinen bloßen guten Willen unendlich viel zurückbekommen und lerne auch jetzt, wo ich alt bin, noch täglich von ihr. Ja, es gibt für eine Frau wohl wenig, das so schön ist, wie eine Tochter zu haben. Und eine solche noch dazu.

4.8.2019

Franziska Bauer,

geb. 5.1.1951 in Güssing, Studium der Russistik und Anglistik an der Universität Wien, wohnhaft in Großhöflein bei Eisenstadt, Gymnasiallehrerin im Ruhestand, Alphabetisierungstrainerin, Schulbuchautorin, schreibt Lyrik, Essays und Kurzgeschichten, veröffentlicht in Zeitschriften und Anthologien, Mitglied der Schreibinitiative beim Literaturhaus Mattersburg und des „Pannonischen Wortquintetts plusminus“. Zwei Buchveröffentlichungen beim Münchener Apollon Tempel Verlag, Förderpreis der Burgenlandstiftung Theodor Kery 2016 für den kostenlosen Deutschlehrbehelf für Flüchtlinge „Neustart mit Deutsch“, Autorin der Alphabetisierungsfibel „Sag, wie geht das Alphabet?“, beide erschienen im E.Weber-Verlag Eisenstadt und ausgezeichnet mit dem SPIN-Gütesiegel 2019 des ÖSZ (Österreichisches Sprachen-Kompetenz-Zentrums).

Publikationen und Lesungen nachzulesen unter:

www.galeriestudio38.at/Franziska-Bauer

<https://www.apollontempelverlag.com/verlag/autoren/franziska-bauer/>

<https://www.amazon.de/Franziska-Bauer/e/B07GQ4RPFF>

https://www.youtube.com/channel/UC5pC-XIT48NhDDWbeTSSXxA?fbclid=IwAR1uATnihdRiLVJzgBko5LTj30ZwuWwfCJ_8uz9PRW4Y_GWM7rufHPZLomk

Vorhang aus Nebel

Vorhang aus Nebel

weißes Kleid des Verbergens

versteckte Lieder

Katja Leonhardt

geboren 1974 in Kaiserslautern, Studium der Germanistik und Sozialpsychologie. Dozentin und Autorin. Lebt in Ingolstadt.

Himbeeren

Heute morgen, als sich die Pappeln
silbrig-zitternd den Schlaf abschüttelten
und das Gras noch feucht war
von den Tränen eines schweren Traums,
stand ich mit nassen Füßen
und roten Fingern
zwischen zwei Reihen
mannshoher Himbeersträucher
und pflückte die Beeren der Beeren,
einzeln und mit voller Hand,
als könnt' ich mir die Fülle einverleiben,
die dieses Feld im Morgenblau verspricht.
Ich pflückte langsam, Reif vom Überreifen scheidend,
und füllte meinen Korb mit dunkelroter Frucht,
behutsam, dass ja nichts verderbe,
und das Aroma sonnenreifer Beeren
zerrann dabei in meinem Mund.
Dann trug ich die Ernte nach Haus,
setzte sie auf's Feuer und kochte
den Beeren das Blut aus zu duftendem Gelee,
das ich in Gläser füllte, hoffend,
du kämst am Abend direkt aus dem Büro,
und würdest sie in deine Aktentasche stellen.
Ich sah dann auch wirklich die Kinderfreude
in deinen Augen und hörte dich sagen –
„Danke, aber heute hab' ich keine Zeit.“

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie hat diverse Kurzgeschichten und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. 1999 erschien ihr Prosaband „Geißblattgeflüster“. Als Sachbuchautorin hat sie mehrere Bücher und Artikel zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen publiziert.

Seltsamer Fund

Droben im Speicher in der alten Kommode
ein Gedicht gefunden
vergilbt und verhutzelt an den Rändern zerfranst
mit dem Geruch von
verwesten Chrysanthemen verblühten Talaren
Die Ecken eingeschlagen darin hatten sie sich versteckt
Hamsun und Hesse
auch Werner Hellwig dabei
Ihre Bärte erröteten ein wenig
als ich sie entdeckte sie seien auf Wanderung
durch das literarische Jahrhundert und hätten hier
übernachtet sagten sie ich scheuchte sie fort
mit all diesen Spinnweben die sich so klebrig
auf die Gegenwart legen
Es war die Kommode die früher bei meiner Großmutter
im Wohnzimmer stand angefüllt mit den
Kostbarkeiten der Fünfzigerjahre:
Selbstgestrickte Handschuhe geradegeklopfte Nägel
abgegriffene Fotos und diese Schrift
klein und rundlich – ein Buchstabentanz auf dem Papier
Als ich sie lesen wollte war sie nicht mehr da
nur Staub vor dem Fenster und dieser
Chrysanthemengeruch

Helmut Glatz

schreibt Kinderbücher, phantastische Geschichten und Gedichte. Er ist Gründer des Landsberger Autorenkreises, Repräsentant Bayerns für die „Gesellschaft der Lyrikfreunde“ und Spielleiter des Marionettentheaters „Am Schnürl“. Seine letzten Bücher sind „Radibutz im Hut“, „Mein Hut, mein Onkel und ich“, „Hösens – höherer Blödsens“ (zusammen mit Daniel Ableev). Im Internet: www.helmutglatz.de

Desert Tunes

Melodies from the desert
like organ sounds
pervade a cloudless
turquoise sky
in a dreamful day.
Thoughts wander back
to past and blazing memories
and to days with crisp air
and snow capped mountains
far from human life
and in solitary nature

Wüstenmelodien

Melodien der Wüste
wie Orgelklänge
durchdringen einen wolkenlosen
türkisenen Himmel
an einem traumreichen Tag.
Gedanken wandern zurück
zu vergangenen strahlenden Erinnerungen
und zu Tagen mit frischer Luft
und schneebedeckten Bergen
weitab von menschlichem Leben
und einsamer Natur

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Wortmalerei

Mit beiden Händen ins Volle greifen
Lustvoll die flüsternde, singende
spuckende, fauchende, pfeifende,
vielstimmig klingende Masse
zwischen den Fingern kneten
Ein paar vorlauten Exemplaren nachwinken
die sich aus meinem Griff befreit haben
und jauchzend in der Ferne verhalten

Von der lauten, bunten Fülle
einen dicken Klecks
auf das Papier klatschen
Dem Klang des Aufpralls lauschen
Ist es ein helles Lied
ein dunkler Klagelaut
Ist es ein Brechen, Bersten
oder schafft ein Urknall eine neue Welt?

Mit zarten Fingerspitzen
um nichts kaputt zu machen
das Silbengewirr in Bahnen lenken
Dann einen Schritt zurück treten
Den Worten Freiraum geben
dass sie sich unbehelligt zu Mustern fügen
und ihre Geschichten erzählen
Ein jedes an seinem Platz

Kaia Rose

Über Langeweile hat Kaia Rose selten zu klagen, denn als Juristin und vierfache Mutter führt die 1974 geborene Wienerin ein facettenreiches Leben. Ihre vielfältigen Eindrücke und Erfahrungen verarbeitet sie in Lyrik, Kurzprosa und Romanen, die sie in Literaturzeitschriften und Anthologien veröffentlicht. 2018 wurde sie mit dem Wiener Werkstattpreis (Prosa) ausgezeichnet, 2019 errang sie die Ybbser Schreibfeder (Lyrik), den dritten Platz beim 1. Mehlemer Pfiff (Prosa) und den zweiten Platz beim Lyrischen Lorbeer. Weitere Informationen unter www.facebook.com/kaiaroseautorin.

Traumwandler

Wenn ich nicht
schlafen kann.
Manchmal, so
dann und wann,
geh´ ich auf Wanderschaft
– ganz unbedarft.

Setz´ Fuß um Fuß
voran,
zieh mir mein Traum-
kleid an,
gib mir die Nach-
ein´ Gruß – welch ein Genuß!

Schleich´ weit
ins Nah und Fern,
hab´ das im
herzen gern,
erst wenn der Morgen
bleut – keh´ ich halt heim.

21.6.2019

Esther Bystrek

Den Pflanzen lauschen

Folge
der Spur der
Pflanzen
– mastig, tiefgrün;
oft auch
verdreht und verwachsen.

Such´
das Leuchten der
Blüten, den Duft
der Erde;
späh´ aus
nach Rissen in
Schutt & Asphalt.
Nach Spalten,
Gerümpel
und altem Gemäuer...
nichts
ist zu ge-
ring für
verborgene Schätze!

Fußstapfen
des Lebens,
unbändig,
voll Feuer
– tanzend und wirbelnd.
Wuchernde
Fülle – lausch´
nur, und sieh!

16.5.2015

Esther Bystrek

Kalte Hände

Du hast dich immer über meine kalten Hände beklagt.
Ich habe gesagt
Das muss so sein: Meine ganze Wärme ist in meinem Herzen.
Du hast gelacht
und du nahmst meine Hände in deine Hände
und ich nahm dein Herz in meins

und wir hielten uns gegenseitig warm.

Bianca Körner,

1990 geboren, studierte Germanistik und Romanistik und arbeitet in Berlin als Texterin. In ihrer Jugend erschienen bereits einige ihrer Gedichte in Zeitungen, zuletzt wurde sie in Anthologien und Zeitschriften wie der Literaturzeitschrift etcetera publiziert. Ihre Texte trägt sie auch auf Berliner Lesebühnen vor, darunter auf der als Podcast veröffentlichten Show „texte von gestern“ und beim Lauter Niemand Literaturlabor. Folgen kann man ihr auf Instagram „at“bianca.koerner.

Aphorismen über den Musenfrieden

1. Flieg nie über den Musen, sondern immer mit den Musen!
2. Träume haben Fittiche, und zwar: aparte Musenschwingen.
3. Menschen sonder die Musen können nie Engeln folgen.
4. Entfäche das zauberhafte Friedensfeuer nur in Träumereien, nie in einem Hain!
5. Apollfittiche sind nur, um Musen zu spüren und nicht, um Musen zu werden.
6. Musen lieben Frieden, der Frieden mag Schwärmereien.
7. Entfliegen kann man nie den Träumen, sondern einem Frieden.
8. Apoll und Muse sind ein Paar, so wie ein Traum und eine Ewigkeit.
9. Die Ewigkeit hat Musen lieb, die Erde mag den Traumschmetterling.
10. Ich spüre am apollinischsten den Zauber, bloß einen musenhaften.
11. In meiner Seele fühle ich einen Frieden, namens die Edelmutsmuse.
12. Zaubere die Welt mit den Musenflammen, nie mit der Musenasche!
13. Verträume das Abendrot mit Musen, nie gen die Musen!
14. Die Friedensmuse verzaubern die Welt der Fantasie, kaum der Melancholie.
15. Die Schwärmereien hegen etwas Zauberhaftes, einen Musenfrieden.
16. In meiner Welt vollziehen sich nur die holdesten Träumereien über Tag.
17. In der Nacht sind alle Musen licht und die Katzen immer ägyptisch.
18. Die Zauberschmetterlinge berühren den Menschen traumhaft wie eine zärtere Muse.
19. Musen sind für den Frieden, der Mensch ist für Zaubereien.
20. Fliegen und entfliegen – immer dionysisch in einer Musenseele.

Paweł Markiewicz

Der Engelsminnesang

Der Zaubermond ist nur für dich.
Du machst Ewigkeit hier auf Erden.
Du Schutzengel zauberst Träume von mir.
So schön hold scheint dein Himmelsspiegel.
Die Liebe zum Englein sind Zaubereien.
In deinen Flügeln leben Träumereien.
Ich mag dich, du Engel trunken von Taupracht,
wie deine Magie von einer Zauberzeit.

Und ein Englein, das den Tau liebhat, muss von Blumen her und dessenthalben unendlich
sein....

Pawel Markiewicz,

wurde 1983 in Siemiatycze (Ostpolen) geboren. Er ist Jurist und Germanist, der die Lyrik aus Leidenschaft schafft. Er schrieb sehr viele Gedichte, die in deutsche Lyrikanthologien aufgenommen wurden. Er bedient sich der Sprachen: Deutsch, Englisch sowie Polnisch in seiner zauberhaften Dichtkunst voller Musenschimmer. Diesen August gewann er mit seinem Gedicht „Sehnsucht“ den 2. Platz bei dem Literaturwettbewerb „Ybbser Schreibfeder“.

Pawel Markiewicz gehört zu den höchsten Gewinnern des Internationalen Halkuwettbewerbs in Japan: Soka Matsubara International Haiku Competition

<http://www.city.soka.saitama.jp/cont/s1410/010/010/020/PAGE000000000000063329.html>

Rezension:

„Es hört sich an wie eine Melodie“

In der 66. Ausgabe des Veilchens, also genau vor einem Jahr, erschien eine Ausschreibung des Geest-Verlags für die Anthologie „Es hört sich an wie eine Melodie“. Aufgerufen waren Menschen mit Behinderung, Texte beliebigen Genres zu diesem Thema einzureichen. Nun sind die Siegertexte und weitere aus den über 600 eingereichten Beiträgen in einer Anthologie erschienen. Lyrik und Prosa berichten vom Leben mit verschiedensten Behinderungen. Angelika Schranz und Karl Farr, beide treue Stammautoren des Veilchens, sind in dem Buch vertreten.

Um es gleich vorne weg zu sagen: Höhere Literatur ist bei diesem Projekt kaum herausgekommen. Die Sprache ist selten poetisch, meist eher schlicht. Aber hier findet die Leserin das pralle Leben, ungeschminkte Authentizität. Echte Menschen schreiben über echtes Leid und echte Freude. Es geht um den Schmerz als den Dirigenten eines Lebens, um Schmerzgesänge und um „der Sehnscheiden Nachtgesang“. Es geht um Leben und Tod. Die engagierte Sportlerin ist sehr tapfer, aber sie stirbt am Krebs. Bis hin zu Selbstmordgedanken ist nichts ein Tabu: „Der Schmerz, mein letzter Freund, er übertönt die wahren Wunden.“, „Ich will nicht tot sein, ich will nur sterben.“, „Nur noch einmal einschlafen, dann ist es vorbei.“ Aber auch um das Leben außerhalb, trotz und mit der Krankheit. Eine Rollstuhlfahrerin geht auf Konzerte, es fließt „nacktes Blut“, die Obdachlose gibt im Kaufhaus spontan ein Klavierkonzert und eine andere Rollstuhlfahrerin hört so lange hilfreiche Geistermusik, bis sie bei ihrem Traummann einzieht.

Leseprobe:

Es sind die leisen

*Es sind die leisen, schüchternen Gesänge,
die Zeiten überdauern, in uns weben,
und die gewichtslos mit den Wolken schweben,
auf dass ein gutes Leben uns gelänge:
Es sind die leisen, schüchternen Gesänge.*

Besonders gut gefallen hat mir der „Brief an meinen Körper“, den die Seele schreibt. Darin geht es um das Duett von Seele und Körper, um zerstörte Tasten und das verstimmte Klavier. Die herrlichen und unbeschwerten Melodien von früher sind für immer dahin. Der neue Ton klingt dumpfer, leiser und immer noch fremd.

Dieses Buch ist prallvoll mit Leben, Leiden und Freude. Voll Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. Ungesagtes wird endlich gesagt. Eine intensive Leseerfahrung.

„Es hört sich an die eine Melodie“

Geest-Verlag, 2020

Taschenbuch, 342 Seiten, 14 €

ISBN: 978-3-86685-757-5

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Fast menschlich“

Roboter, Androiden, Humanoiden, Cyborgs... Noch ist es nicht so weit, aber irgendwann werden die Maschinen richtig intelligent und menschenähnlich, vielleicht sogar menschlich. Das betrifft nicht nur ihr Aussehen und ihren Intellekt, sondern auch mögliche Gefühle. Denkbar sind auch Kombinationen aus Mensch und Maschine. Ist eine Person, an der 51 % durch Maschinenteile ersetzt wurden, immer noch ein Mensch oder eher eine Maschine? Was, wenn ein menschliches Gehirn in einem Roboter lebt? Ist es gut oder schlecht, wenn Maschinen menschlich werden? Oder macht der Mensch-Maschine-Dualismus ohnehin keinen Sinn?

In dieser Anthologie werden in 25 Texten diese Fragen ausgelotet. In den Geschichten geht es um Ganzkörperamputationen, Cybersex, Roboterpsychologie, Blechbüchsen und Roboterschlampen, Menschen, die nach Perfektion streben, und Maschinen, die nach Menschlichkeit streben, um Täuschungen und Enttäuschungen, Liebe und Mord, Künstliche Intelligenz und menschliche Emotionen, aber auch umgekehrt.

Ein Roboter bzw. eine Künstliche Intelligenz, die nur dafür erschaffen wurde, die Bedürfnisse eines Menschen zu erfüllen, als Haushälterin, Gärtner oder Prostituierte, ist natürlich besser als jeder menschliche Gefährte. Da kann die eigene Ehefrau dann nicht mehr mithalten: „Wenn ich mit Judith schlief, ärgerte ich mich über ihren Mangel an Hingabe, ihr schlechtes Einfühlungsvermögen, über die Oberflächlichkeit des Aktes. Wenn wir miteinander sprachen, langweilte sie mich mit den Banalitäten unseres gemeinsamen Alltags oder stellte meine Toleranz mit ihrer absurden Begeisterung für ihre sogenannten Hobbies auf die Probe. Sie stand kurz davor, unsere Ehe zu ruinieren.

Als ich mich bei diesem Gedanken ertappte, schämte ich mich. Meine Frau verhielt sich wie immer, wie all die Jahre zuvor, in denen wir glücklich zusammen waren. Ich war es, der sich verändert hatte, und zwar zum Schlechten. Die Schuld lag ganz bei...

Genau, die Schuld lag bei Harmony. Ich hatte mir nichts vorzuwerfen. Eine Maschine hatte mich manipuliert. Ein Supercomputer im Körper einer unwiderstehlichen Frau, der mich bis zum winzigsten Muskelzucken ausgerechnet und dann hinterrücks mit Null multipliziert hatte.“

Umgekehrt kann aber der eifersüchtige Ehemann auch auf die Idee kommen, der Gärtnerroboter könnte in seiner Abwesenheit etwas tun, das ihm nicht gefiele: „Ich frage dich jetzt einmal, du hohle Blechbüchse: Bearbeitest du das Feld der Schlampe da oben? Wenn ich nicht da bin?“

Solche Fragen sind für einen Computer nicht leicht richtig einzuordnen, aber dieser Roboter ist klug genug: „Die Mikroprozessoren in Andys zerebralem Kortex stellten in Millisekunden den Zusammenhang zwischen Dennis' merkwürdigen Fragen und dem Wissen aus Kunst und Literatur her, mit dem sein Neuronales Netz gefüttert worden war. Unter Berücksichtigung des Charakters und der Vorlieben seines Besitzers gab er die Antwort, die er mit einer Wahrscheinlichkeit von 82 Prozent für angebracht hielt. ‚Ich habe keine sexuellen Kontakte zu Ihrer Frau‘, antwortete er.“

Die körperliche Gewalttätigkeit des Ehemannes gegen seine Frau bringt den Roboter in einen Entscheidungskonflikt: „Widerstreitende Programmierungen kämpften in seinem Neuronalem Netz um die Vorherrschaft, doch den Ausschlag gab ein Faktor, den kein Programmierer der Welt hätte vorhersehen können.“ Zuletzt handelt der Androide aus Liebe. Aber auch umgekehrt könnte ein Mensch sich in einen Androiden verlieben.

Dass Maschinen mit so einem komplexen Innenleben Anomalien und Verhaltensauffälligkeiten entwickeln können, verwundert dann nicht. Mit einer Therapie lässt sich das eventuell wieder reparieren. Ein neues Wissenschaftsfeld, das der Roboterpsychologie, könnte entstehen, um Putzroboter mit Schmutzphobie oder militärische Drohnen mit posttraumatischer Belastungsstörung wieder einsatzbereit zu machen. Die manisch-depressive Störung des Musikbots erwies sich dann aber doch als ein Virus. Vermutlich sollte man den Künstlichen Intelligenzen von Anfang an eine Erzieherin an die Seite geben.

Der skurrilste Gedanke, den mir das Buch geschenkt hat, war: Könnte ich eines Tages feststellen, dass ich ein Bot bin? Wenn ich ein Androide wäre, wüsste ich das?

Das Buch empfehle ich wärmstens weiter. Die Geschichten sind schlüssig, technisch nicht unmöglich, beleuchten die unterschiedlichsten Aspekte unseres zukünftigen Zusammenlebens mit der künstlichen Intelligenz, unterhaltsam und spannend.

Christoph Grimm (Herausgeber): „Fast menschlich“

Eridanus Verlag, 2020

Taschenbuch, 340 Seiten, 14,90 €

ISBN: 978-3-946348-23-8

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Der Duft vom Bild“ von Dorit Mitev

Ein Bild ist mehr als ein bisschen Farbe auf einer Leinwand aus dem Bastelshop. In diesem Roman erfahren wir die Zutaten zum perfekten Bild:

- eine durch einen bulgarischen Einsiedler geweihte Leinwand, die in einer magischen Quelle getauft wurde,
- Farben, die aus toten Tieren, giftigen Substanzen, Blut, Wein, Antiquitäten und Piezokristallen angerührt wurden,
- Unermüdlichkeit, durch das Halstuch einer zauberkundigen Zigeunerin bewirkt,
- ein geheimnisvoller scheuer Maler, der schon kurz vor dem Tod steht und darum nicht mehr viel malen wird,
- geldgierige Kunsthändler,
- magische Frauenstimmen
- und viel Liebe.

Katalina und Djako Traikov legen es darauf an, das magischste Gemälde aller Zeiten zu erschaffen und holen sich dafür Rat von dem Maler Strawinsky. Verwirkliche das Unkörperliche! Verspinne die Fiktion zu einer realen Ordnung.

Der Maler Strawinsky hat einen Garten, der selbst ein impressionistisches Gemälde ist: „Leberblümchen umspielten eine Unmenge von zerplatzten Blumenübertöpfen. Tulpen umringten lichtumlagerte Sperrmüllhaufen, Baumschatten verschmolzen mit rankender Klematis, in einem halben Dutzend Altölonnen spiegelten kreisrunde Wasserflächen plusternde Strauchrosen wider. Wildschießender Efeu verhinderte das Öffnen der vorderen Eingangstür.“

Anschließend reisen sie ins geheimnisvolle Bulgarien. Dort erleben sie mysteriöse und magische Begegnungen, ein Festgelage nach dem anderen, brechen in eine abgesperrte Höhle ein, ziehen einen Eichelhäher groß und erschaffen das eine Bild. Ein Bild oder einen Organismus?

„Der Gesang der Zikaden umhüllte den alten Eichelhäher und Knochenreste eines gestern im Fluss noch geschwommenen Karpfens. Schwefelhaltiges Wasser hatte seine heilende Botschaft in den Fasern verwebt. Das Öl der Damazener versprühte eine euphorisierende und gleichzeitig entspannende Wirkung, war gebunden in der Substanz des Lavendels und entlockte dem sich Nähernden sinnliche Gefühlswahrnehmungen.“

Das Motiv des Bildes ist eigentlich unwesentlich: eine goldene Amphore, die Leier von Orpheus im blutroten Wein. Aber darum geht es weniger, sondern um das, was der Mensch sich von der Kunst erwartet: „Der Mensch steht in der Erwartung dessen, sich einen Nachweis der befreienden Möglichkeit abzuholen, welche die wirkliche Welt ihm nicht bieten kann. Sprich: Ob Theater, Kino oder Galerie, er will sich in außerordentliche Welten katapultiert sehen. Um sich dort für eine gewisse Zeit der unwahren Wahrheit auszusetzen, um diese dann in angenehmen Schauern auskosten zu können. Er will sich betrogen fühlen im phantastisch Machbaren und mit neuen Eindrücken entlassen werden.“

„Gibt es willkürlich produzierte Kunst? Oder entsteht Kunst immer erst durch das genaue Zerteilen von Vorstellung und Erkenntnis?“

Christian Morgenstern

Vor dem Schachbrett:

Ein Kunstwerk sei wie ein
Schachproblem.

Da ist's auch nicht an dem oder dem;

Da ist ein jeder Zug bestimmt

Für den, der Schicksal gibt wie nimmt.

Da lerne, wer schafft, wie er genießt,

Wie sich ein Kreis zum Ganzen schließt.

Dorit Mitev: „Der Duft vom Bild“

Mystic Verlag, 2020

Taschenbuch, 280 Seiten

ISBN 978-3-947721-42-9

Rezensioniert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	15.07.2020	20.07.2020	31.07.2020
Name	STATUSSYMBOLS – Ich kauf Dein Leben!	Der Baum ist schon wieder schief	Weihnachtlicher Gaumenschmaus – stimmungsvoll serviert
Genre	Lyrik und Prosa	Kurzgeschichten	Koch-, Back- und Dessert- rezepte aus der Weihnachtsküche, dazu kleine, heitere Geschichten, Verse und Anekdoten, auch Illustrationen und Bilder
Thema	Statussymbole	Weihnachten, gerne auch humoristisch-bissig und satirisch	
Umfang	Max. einen Prosatext à max. 5 DIN A4 Seiten und / oder fünf Gedichte	Max. 8 Normseiten, nur ein Beitrag pro Autor/in	Max. 2000 Zeichen
Form	Anonymisiert; 12 Punkt, Zeilenabstand 1,5, Times New Roman; per E-Mail und als Word-Dokument Attachment; mit Kurzbiographie	Schriftgröße 12, Zeilen- abstand 1,5, Times New Roman; docx, doc oder odt	jeder Beitrag jeweils als eigene Datei; Texte als doc oder docx, Bilder als jpg; Manuskripte mit Name, Anschrift, E-Mail; Linker Rand 2,5 cm, rechter Rand 4,0 cm, oben 2,5 cm, unten 2,0 cm, Times New Roman, 12 Punkt, Zeilenabstand 1,5, linksbündig; Kurzvita (max. 240 Zeichen), mit Namen, Anschrift und E- Mail; als separates Word- Dokument
Preis	Veröffentlichung in der Zeitschrift DUM	Veröffentlichung in Anthologie, kostenloses Belegexemplar	
Teilnehmer			
Veranstalter	Zeitschrift DUM		Pohlmann Verlag
einsenden an	dummail"at"gmX.at	weihnachten"at" dein-lieblingsbuch.com	ausschreibung"at" pohlmann-verlag.de
nähere Informationen	www.dum.at/ doc/themen.php ?nav=themen	www.dein-lieblingsbuch. com/Ausschreibung.htm	www.pohlmann- verlag.de/ AUSSCHREIBUNGEN/

Datum	15.08.2020	15.08.2020	30.08.2020
Name	Mysteriöse Kurschatten/ Thriller/Horror - Kurzgeschichte	Zwischenzeit: Zwischen Geburt und Tod, Abflug und Ankunft	EuroNatur- Schreibwettbewerb
Genre			Gedichte, Kurz- geschichten und Essays
Thema	Kurschatten, der ein extrem dunkler Schatten ist. Was süß und romantisch anfängt, endet in einem Alptraum... In welchem?		Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen; spielt in Europas Wäldern
Umfang	12-20 Seiten Din A4; nur ein Beitrag pro Autor/in	Max. 5 Seiten	Max. 5.000 Zeichen
Form	Mit Autorenbiographie, Pseudonym und Echtnamen; Word mit Standard- einstellungen	Mit Kurzvita und Postanschrift	
Preis	Veröffentlichung		Für die ersten drei Plätze gibt es Sachpreise; der Gewinnerbeitrag wird im EuroNatur-Magazin abgedruckt.
Teilnehmer	Jeder ab 18 Jahren, Kinder und Jugendliche mit Einwilligung der Eltern		
Veranstalter	Textgemeinschaft	Zeitschrift etcetera	EuroNatur Stiftung
einsenden an	verlag"at" textgemeinschaft.de	redaktion"at"litges.at Betreff: 82 oder Homepage www.litges.at/ etcetera/einreichung	Schreibwettbewerb „at“euronatur.org.
nähere Informationen	https://textgemeinschaft.de/ wp-content/uploads/ 2019/11/Ausschreibungen- Schreibwettbewerbe- Textgemeinschaft.pdf	www.litges.at/ etcetera/vorschau	euronatur.org/ schreibwettbewerb

Datum	04.09.2020	15.09.2020	15.09.2020
Name	Die Nacht der schlechten Texte – Villacher Literaturpreis	Gefangen	Sozialer Status – von prekär bis Millionär
Genre	Prosa, Lyrik, Songtext, Drama, Essay, Video (unveröffentlicht)	Prosa	Lyrik und Prosa
Thema		Gefangen	Sozialer Status
Umfang	Max. 7 Seiten oder 7 Minuten	10.000 bis 15.000 Zeichen	Max. einen Prosatext à max. 5 DIN A4 Seiten und / oder fünf Gedichte
Form	Schlechter Text; vierfache Ausfertigung; auf Extrablatt: Name, Adresse, E-Mail, Telefon	Texte und Kurzbiographie in einer einzigen Datei; docx, doc oder rtf; Dateiname: Nachname _Texttitel.doc; mit Name und E-Mail; Kurzbiografie: Geburtsjahr, Wohnort, Ausbildung und/oder Beruf, bisherige Veröffentlichungen, Auszeichnungen; bitte schreiben Sie dazu, ob der oder die Texte unveröffentlicht sind, ob auf Papier oder im Netz	Anonymisiert; 12 Punkt, 1,5 Zeilenabstand, Times New Roman; per E-Mail und als Word-Dokument Attachment; mit Kurzbiographie
Preis		Veröffentlichung in der März-Ausgabe 2021	
Teilnehmer			
Veranstalter	Verein WORT-WERK	Zeitschrift Am Erker	Zeitschrift DUM
einsenden an	Kennwort: Villacher-Literatur-Wettbewerb, Verein WORT-WERK, Franz-Krainer-Straße 50, 9500 Villach	redaktion"at"amerker.de	dummail"at"gmx.at
nähere Informationen	sicke"at"drei.at http://geest-verlag.de/ausschreibungen/die-nacht-der-schlechten-texte-villacher-literaturpreis	www.am-erker.de/80.php	https://www.dum.at/doc/themen.php?nav=themen

Datum	30.09.2020	30.09.2020	10.10.2020
Name	Dunkel	Wie entsteht Wortkonfekt?	Corona
Genre	Lyrik und Prosa	unveröffentlichte Texte, Essays, Reportagen, Kommentare, Possen, Aufsätze und Artikel	Gedichte, Kurzprosa oder Geschichten
Thema	Trauer, Einsamkeit, Verlustängste, die Angst in der Nacht ins Bett zu gehen und nicht mehr aufzustehen	Literarisches Schreiben	Corona
Umfang	Max. 5 Normseiten, max. 3 Texte pro Autor/in	Max. 20 Normseiten, nur ein Text pro Autor/in	ein Text oder max. 3 Gedichte, mit gesamt max. 7777 Zeichen inkl. Leerzeichen
Form	.doc, .txt, .rtf, .docx; Deckblatt mit Name, E-Mail, Titel; auf jeder Seite in der Kopfzeile Ihr Name und Titel des Textes; Seitenzahl in Fußzeile	in Papierform, mit Titel, paginiert, mit Name, Kontaktdaten inklusive Telefon und E-Mail, Kurz-Vita	mit Kurzbiographie, Geburtsdatum, Kontaktdaten; alle Teile der Einreichung als ein unformatiertes Word-Dokument
Preis	Anthologie-Veröffentlichung, kostenloses Belegexemplar	Veröffentlichung im Sachbuch	Anthologie-Veröffentlichung, kostenloses Belegexemplar
Teilnehmer			
Veranstalter	Baltrum Verlag	Lektorat Dr. Maria Zaffarana in Kooperation mit CarpeGusta – Das Magazin für Genießer!	Cognac & Biskotten, Tiroler Kleinverlag pyjamaguerilleros*
einbringen an	dunkel"at"baltrum-verlag.de	per Post (keine Einschreiben o. ä.) an: Lektorat Dr. Maria Zaffarana, Stichwort „Wortkonfekt“, Elsterweg 1, D-50389 Wesseling	nur per Mail an texte"at"cobi.at
nähere Informationen	https://baltrum-verlag.de/dunkel	www.carpegusta.de/literatur-ausschreibung-wortkonfekt/	www.cobi.at/showevent/corona-anthologieausschreibung-bis-10-oktober-2020-64

Datum	15.10.2020	31.10.2020	30.11.2020
Name	6. Bubenreuther Literaturwettbewerb	Psycho-Horror	ABER Kurzgeschichtenwettbewerb
Genre	Lyrik und Prosa (gern auch Essays)	Kurzgeschichte	
Thema		Die Dunkelheit im Inneren; Horror-Geschichten, die (fast) ausschließlich auf Psychologie und den inneren Dämonen der Menschheit basieren	ABER
Umfang	Max. 3000 Zeichen inkl. Leerzeichen	20.000-35.000 Zeichen inkl. Leerzeichen	zwischen 5.000 und 10.000 Wörtern
Form		.doc, .docx, .odt oder .pap; Kurzvita	als Word-Datei; mit Foto des Autors / der Autorin, stichwortartiger Lebenslauf, Liste der Publikationen und eventuelle Presseberichte
Preis	Veröffentlichung in Anthologie; 1. Preis 60 €, 2. und 3. je 20 €	Veröffentlichung in Anthologie; 1. Preis 100 €, 2.) 50 €, 3.) 30 €	Veröffentlichung in Anthologie der besten 10 Texte; 1000 € und Autorenvertrag
Teilnehmer	Mindestalter 18 Jahre		
Veranstalter	Christoph Liegener	Hybrid-Verlag	ABER Verlag
einsenden an	christoph.liegener "at"yahoo.de	manuskripte "at"hybridverlag.de	info"at"aber-verlag.com
nähere Informationen	https://liegener.jimdofree.com/bubenreuther-literaturwettbewerb/	http://hybridverlag.de/Ausschreibungen/	www.aber-verlag.com/kurzgeschichtenwettbewerb/